Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Band: 15 (1975)

Artikel: Die ersten Jahre des Exils : Briefe von Schriftstellern an Thomas Mann. Dritter Teil, 1936-1939

Autor: Wysling, Hans / Schwarz, Dieter / Wiesner, Herbert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1052919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verzeichnis der abgedruckten Briefe

Erika Mann	19. 1. 1936	ms. Br.
Erika Mann	26. 1. 1936	ms. Br.
Ernst Weiß	4. 2. 1936	e. Br.
Else Lasker-Schüler	15. 2. 1936	e. Br.
Arnold Zweig	28. 2. 1936	e. Br.
Benedetto Croce	1. 3. 1936	e. Br.
Ernst Weiß	11. 4. 1936	ms. Br.
Elias Canetti	25. 4. 1936	e. Br.
Arnold Zweig	28. 4. 1936	ms. Br.
Stefan Zweig	4. 12. 1936	e. Br.
Robert Musil	30. 12. 1936	e. Br.
Ernst Weiß	25. 1. 1937	ms. Br.
Börries von Münchhausen	22. 4. 1937	ms. Br.
Hermann Hesse	19. 5. 1937	ms. Br.
Karl Wolfskehl	10. 7. 1937	e. Br.
Ernst Weiß	27. 7. 1937	e. Br.
Ernst Weiß	27. 11. 1937	e. Br.
Max Brod	30. 11. 1938	ms. Br.
Annette Kolb	30. 11. 1938	e. Br.
Annette Kolb	20. 1. 1939	e. Br.
Ernst Weiß	4. 3. 1939	e. Br.
Karl Wolfskehl	6. 3. 1939	ms. Br.
Else Lasker-Schüler	29. 5. 1939	e. Br.
Stefan Zweig	8. 12. 1939	ms. Br.

Die Texte sind originalgetreu wiedergegeben.
e. Br. = eigenhändiger Brief
ms. Br. = maschinengeschriebener Brief
Zitiert wird nach den Gesammelten Werken in dreizehn Bänden, Frankfurt: S. Fischer 1974.

Die ersten Jahre des Exils

Briefe von Schriftstellern an Thomas Mann

Dritter Teil: 1936–1939

Herausgegeben von Hans Wysling
unter Mitwirkung von Dieter Schwarz und Herbert Wiesner

Erika Mann

Biel, am 19. Januar 36

Lieber Z.,–*
daß Dein «Protest» in der N.Z.Z.[1] mir traurig und schrecklich vorkommen mußte, hast Du natürlich gewußt, – falls Du einen Gedanken in dieser Richtung gedacht haben solltest. Ich meinerseits weiß immer, daß ich kein Recht habe, Dir «Vorhaltungen zu machen» und mich sonstwie «einzumischen». Immerhin möchte ich Dir erklären, warum Deine Handlungsweise mir dermaßen traurig und schrecklich vorkommt, daß es mir schwierig scheint, Dir in näherer Zukunft überhaupt unter die Augen zu treten.

Zur Sache: Die Tagebuchglosse gegen Bermann mag zu «scharf» gewesen sein, – Schwarzschild mag sich vor allem ins Unrecht gesetzt haben, – man soll einen Juden, der nun also emigrieren will, wohl draußen nicht «denuncieren» [...]. Sicher ist, daß Bermann feste Zusagen gegeben haben muß, nichts Emigrantenfreundliches draußen zu unternehmen. Mir genügt das, um einem Vorkämpfer dieser Emigration das Recht einzuräumen, Unkundige vor dem «falschen Emigranten» zu warnen. Gleichviel. Dir genügt es nicht, Du hattest im Gegenteil den Wunsch, für Bermann einzutreten, – mit der Kolb und Herrmann Hesse gemeinsam einzutreten, – öffentlich einzutreten, – in der N.Z.Z. einzutreten und Du weißt, daß dieser Satz drei Steigerungen enthält. Du hast Dir Deinen Wunsch in vollem Maße erfüllt, obwohl die Tatsache des Erscheinens Deiner Bücher im Bermann-Verlag ohnedies verraten haben würde, daß Du seinem Inhaber nichts Arges zutrauen magst. (Ebenso, wie etwa Deine Abwesenheit von Deutschland genügen muß, um der Öffentlichkeit Deine Abneigung gegen die Nazis zu demonstrieren, ohne daß Du ihr, der Abneigung, noch eigens Ausdruck zu verleihen brauchst.)

Doktor Bermann ist, soviel ich weiß, die erste Persönlichkeit, der, seit Ausbruch des dritten Reiches, Deiner Auffassung nach, Unrecht geschieht, zu deren Gunsten Du Dich öffentlich äußerst. Für niemanden sonst hast Du es bisher getan. Dein Apell für Ossietzky durfte nicht veröffentlicht werden[2], – Du schwiegst, als Hamsun denselben Ossietzky öffentlich anpöbelte[3] und als der kleine Kesser den «Henry Quatre» erledigte[4], schriebst Du einen (wunderbaren) Privatbrief[5]. Besonders empörend nann-

* Thomas Mann wurde von seinen Kindern bisweilen als «Zauberer» angeredet.

test Du übrigens gesprächsweise die Tatsache, daß der Kesser den Verriß in der N.Z.Z. placiert hatte. Jedes andere Blatt schien Dir für unsereinen geeigneter, um Angriffe gegen einen verdienten Emigranten anzubringen. Schwarzschild nun ist ganz zweifellos, auch in Deinen Augen, ein hochverdienter Emigrant, – er ist einer der ganz wenigen, der etwas wirkt und sachlich zuwege bringt. Du selbst hast dieser Einsicht (privat!) oft genug Ausdruck gegeben. Auf der andern Seite war klar, daß weder Hesse, noch Annette[6], – beides Mitarbeiter an deutschen Tageszeitungen, – es sich würden leisten mögen und können, den Detail-Angriff gegen Schwarzschild durch die General-Verbeugung vor seiner Arbeit zu mildern, die bei dieser Gelegenheit wohl fällig gewesen wäre. Wolltest Du also mit diesen beiden «protestieren», so mußte es vorbehaltslos gegen Schwarzschild gehn.

Als Resumée bleibt: das erste Wort «für» aus Deinem Munde fällt für Doktor Bermann, – das erste Wort «gegen», – Dein erster officieller «Protest» seit Beginn des drittenReiches richtet sich gegenSchwarzschild und das«Tagebuch» (in der N.Z.Z.!!!).

Meine persönliche Freundschaft für Schwarzschild ist gleich null. Meine Feindschaft für Bermann ist nicht persönlich. [...]

Er bringt es nun zum zweiten male fertig (das erste mal anläßlich des «Eröffnungsheftes» der «Sammlung»)[7], daß Du der gesammten Emigration und ihren Bemühungen in den Rücken fällst, – ich kanns nicht anders sagen.

Du wirst mir diesen Brief wahrscheinlich sehr übel nehmen, – ich bin darauf gefaßt und weiß, was ich tue. Diese freundliche Zeit ist so sehr geeignet, Menschen auseinanderzubringen – in wievielen Fällen hat sie es schon getan. Deine Beziehung zu Doktor Bermann und seinem Haus ist unverwüstlich, – Du scheinst bereit, ihr alle Opfer zu bringen. Falls es ein Opfer für Dich bedeutet, daß ich Dir, mählich, aber sicher, abhanden komme, –: leg es zu dem übrigen. Für mich ist es traurig und schrecklich.

Ich bin

Dein Kind E.

Erika Mann St.Gallen, 26. I. 36.

Lieber Z. – Dein Brief[1] hat mich sehr aufgeregt und er ist mir sehr nahe gegangen. Aber das, was Du meinen «Zorn» nennst und das, was ihn heraufbeschworen hat, siehst Du, – verzeih mir, nicht richtig. Wenn ich es, (sogar dir gegenüber) so hinstelle, als glaubte ich, daß Du aus purer Gutmütigkeit gegen Bermann, aus reiner Anhänglichkeit, in der N.Z.Z. den Ritter gemacht hättest, so ging *mein* «besseres» Wissen, schon vor Lektür Deines Briefes, durchaus dahin, daß Dir aus Gründen, die Du für gut und egoistisch hältst, an dem Zustandekommen des Bermannverlages, wo auch immer er sich etabliere, gelegen sei und daß Du dir von keinem Schwarzschild, oder durch wen vertreten die «Emigrantenschaft» sich sonst zum Worte melde, etwas dreinpfuschen lassen wolltest. (Das Wort «Emigrantenschaft» stammt von Dir, Du hast es in einem Brief an Rudolf Olden[2] benutzt, der mir ob der Geringschätzung, die

es ausdrückt, betrübt, in London davon sprach). Nein, Deine Beziehungen zum Tagebuch und seiner weiteren Umgebung sind nicht «zärtlich», – da sind die zu Annettli und Hesse schon viel zärtlicher und der Gedanke, (wie Stefan Zweig, nur viel großstiliger) einen feinen, exquisiten Extraverlag[3] zu haben, statt mit Ludwig[4] und Plet[h]i in einem eindeutigen Emigrantenverlag aufzutreten, ist Dir durchaus genehm. Ich verkenne nicht das kotelettbrötchenhafte Deiner Einstellung, nur daß ich, – a, – nicht sehe, welch höheren Nutzen Du Dir von der Konstellation, sogar mit Heinemann[5], versprichst, – und, – b, – nicht glaube, daß Du Dir über die große *Häßlichkeit*, die große Gefährlichkeit und die große Tragweite Deines Entschlusses ganz im Klaren sein magst. Was den höheren Nutzen angeht: soweit Deine Bücher in deutscher Sprache erscheinen, – in einer «deutschen Abteilung» also doch eines im übrigen noch so weltoffenen Verlages, verfügen sie über einen bestimmten begrenzten Markt. Kardinalfrage bleibt immer: rechnet Deutschland zu diesem Markt. Bei Bermann (ob mit oder ohne Heinemann) scheint das wohl gesichert, und, neben der geplanten Exquisitheit des Verlages, – *vor* ihr, ist das sein Haupt-Plus für Dich. Wo aber der prinzipielle Unterschied liegt, zwischen einem Verlag, der in Deutschland genehm (und also von drinnen abhängig) sein will und einem, der dort geradezu angenehm wäre (wie Schwarzschild meint, daß er sein müßte), das sehe ich nicht, – einen graduellen Unterschied zugegeben. Es ist weder «blinder Haß», noch «vorsetzliche Ungerechtigkeit», wenn ich Dir sage, daß mir Deine Bücher bei der «Insel» lieber wären, als im «Heinemann-Fischer-Verlag London-Zürich-Wien». Wenn Du denn an Deinem Wunsch und Vorsatz festhalten willst, in Deutschland gelesen zu werden, warum erscheinst Du nicht dort und vermeidest es, das Zwei-Stühle-System, das für Dich und Deine Person vermöge verschiedener Eigenschaften und Möglichkeiten, die ihr innewohnen, vielleicht vertretbar erscheint, auf ein großes Geschäftswesen mit vielen Autoren und ganz andern Eigenschaften und Möglichkeiten zu übertragen? Denn nicht um das «durchschlüpfen» allein Deiner Bücher handelt es sich doch, sondern um das durchschlüpfende Wesen, oder Unwesen eines ganzen neuen Verlages! – Daß ein «großes Kapital», wie Du es dem neuen Verlage zutraust, Dich entscheidend zu locken vermag, glaube ich nicht, – und in allen Fremdsprachen ist Dein Werk ohnedies erstklassig placiert, – wo also könnte, außerhalb Deutschlands, der höhere Nutzen liegen?

Was aber die Häßlichkeit und die Gefährlichkeit angeht, so liegt sie in der schrecklichen Spaltung der Emigration, die Du heraufbeschwörst, indem sie nun also unter Deiner Schirmherrschaft in eine echte, ganze und in eine unechte, halbe (der Du angehören willst) geteilt werden soll.

Ach, mein Brief (der letzte) sollte keine «Revanche» darstellen, – wie könnte ich Dir wehtun wollen? Nur für möglich hatte ich gehalten, daß Du Dich meinen Vorstellungen ein wenig zugängig würdest erweisen mögen. Nicht um Schwarzschilds Heil ging es mir, den persönlich auch ich nicht für «zart» halte, – sondern um Deines und um das unsere. Denn *wir sind* «zart», – die gesammte Emigration, Du und Schwarzschild inbegriffen, – unsere Lage macht uns zart, – wir können es uns nicht leisten, auf Dich zu verzichten und Du darfst es Dir nicht leisten, uns zu verraten.

«Eines der Hauptmerkmale für die idiotische Rohheit des gegenwärtigen Deutschtums» sei von Anfang an sein Verhältnis zu uns gewesen, – Zu Klaus und zu mir, – Du berufst Dich darauf. Für mich, – darauf darf ich mich berufen, – ist es von Anfang an höchstens schmerzlich gewesen, – nie hat es meinen «Zorn» erregt, wenn die freundlich-interessierte Anerkennung, die Du Deinerseits manchen unserer Bemühungen zolltest, so sehr privat blieb, – wenn Du, wie etwa im Falle «Pfeffermühle-N.Z.Z.»[6] nicht einen Finger rührtest, um das Blatt, das mir und meiner Sache in der infamsten Weise ans Leben wollte, wenigstens als Privatmann «abzubestellen», – von der Aufrechterhaltung Deiner officiellen Freundschaft für Korrodi, der, ohne die kleine Mühle überhaupt zu kennen, als von etwas schlechtem und dreckigem von ihr spricht, – ganz zu schweigen. Daß Du dem Klaus und der «Sammlung» in den Rücken gefallen bist[7] (oder wie sonst willst Du, daß ich es nenne?) und ihm mehr damit verdorben hast, als je ein Nazi in «idiotischer Rohheit» es konnte, – ich bin darüber hinweggekommen, – ich hätte mich geschämt, «pro domo» «zornig» zu sein (obgleich ich mir darüber hätte klar sein dürfen, oder sollen, daß Du ja nicht nur dem engeren Haus, sondern dem weiteren, schweren Schaden zugefügt hattest!)

[...] Dieser Brief ist zu lang, es ist drei in der Nacht und ich fürchte, die Töne nicht gefunden zu haben, die zu Dir dringen. Laß mich noch einmal bitten: Überlege es Dir. Vernichte nicht den unzarten Schwarzschild mit einer fürchterlichen Erwiderung in der N.Z.Z., – denk an die Verantwortung, die Dich trifft, wenn Du, nach dreijähriger Zurückhaltung, als erstes Aktivum die Zertrümmerung der Emigration und ihrer bescheidenen Einheit auf Dein Conto buchst, – und an das Schauspiel, das wir «drinnen» bieten. Ich bitte Dich sehr, –

Recht sehr: E

Du hast recht: dies alles tut meiner Zugehörigkeit zu Dir im Grunde keinen Abbruch, das aber eben macht das Ganze nur unleidlicher.

Ernst Weiß

Paris 6e, 11, rue de Vaugirard
Hotel Malherbe
4. 2. 36

Hochverehrter Herr Thomas Mann!
Eben habe ich Ihren Aufsatz[1] in der N. Zürcher Zeitung gelesen und er hat mich tief ergriffen. Sie haben hier die einfachsten und damit beweisendsten Worte gefunden, die unsere Lage betreffen. Was Sie sagen, wie Sie sich in alter, edler, wahrhaft männlicher Tapferkeit der Zeit entgegenstellen, hat mich tief erschüttert, es hat mich aber auch, in einer Epoche furchtbarster, und wie sehr begründeter Depression, aufgerichtet und mir neuen Mut gegeben, – nicht mir allein, fühle ich, sondern sicherlich allen, denen Ihre Worte gelten.

Ich wollte Ihnen längst für Ihre herzlichen Zeilen[2] danken, die Sie noch von Ihrer letzten Amerikareise an mich gerichtet haben und zwar wollte ich Ihnen meinen Dank und meine Verbundenheit ausdrücken durch mein nächstes Buch[3], das in einigen

Wochen (bei Querido) erscheint. Ich bin hier, vielleicht ohne es beabsichtigt zu haben, zu Ihrem Schüler geworden, ich bin von der Unruhe meiner Jugend zu dem Maß und der Geschlossenheit zurückgekehrt, die Sie nie verlassen haben. Das Buch heißt «der arme Verschwender.» Inzwischen habe ich – (meine Lage ist genau so, wie Sie es in Ihrem Aufsatz schildern,) ein neues Buch[4] begonnen. Meine Verlagsverhältnisse sind noch nicht geordnet und Ihr Rat wäre mir unendlich wertvoll, aber ich wage nicht, Ihre Zeit mit meiner Misère in Anspruch zu nehmen. Deshalb habe ich auch gezögert, Ihnen zu schreiben. Aber für den Aufsatz in der N.Z.Z. *mußte* ich Ihnen danken!

In Verehrung und Dankbarkeit
Ihr *Ernst Weiß*

Else Lasker-Schüler

15 II. 36
Postfach 49 Hauptpost
Ascona (Tessin)

Lieber hochverehrungswürdiger Consul. Ich danke Ihnen für die mich so ehrenden Worte[1]. Aber ich schäme mich, daß in *diesen* Zeiten, an *mich* gerichtet manches Wort [sic]. Ich würde wie wir Dichter *alle*, *16* und nicht 60 aber 1000 und 1 Jahr, so wahr ich Jussuf von Theben bin. Nur Liebes!!! Ihnen allen! Nur Glück Ihnen verehrtester Dichter und Kalifenfrau[2] und Heinrich Mann und alles Gute!

Ihre *Else Lasker-Schüler*

Arnold Zweig

Haifa, Carmel, 28. 2. 36

Lieber und verehrter Herr Thomas Mann,
Sie werden es auch nicht entgelten lassen, daß **die bitteren Worte Tucholskys*[1] durch mich öffentlich wurden. Der Zufall hat mich zum Empfänger dieses Dokuments gemacht, das nach des Absenders Willen privat war, nach seinem tragischen Schicksal aber nicht bleiben konnte. Ich selber habe keine Silbe gestrichen, dieser verzweifelte und um Herkunft und Heimat hautlos gewordene Mensch durfte ruhig gegen Sie ungerecht sein; ich wiederum durfte das in meiner Antwort sagen, mehr aber nicht. Wenn das nur die ärgste Übertreibung wäre, die in unseren Tagen die Briefe der Schriftsteller angreifbar macht!

Zudem haben Sie gegen Korrodi[2] uns alle so ritterlich verteidigt, daß wir Ihnen jeder für sich Dankeschön sagen müssen. Es gibt eine Art Ressentiment der Schweizer, das dieser K. von je verkörpert; es führt ganz grade in ein wunderbares Hoch- und Minderwertigkeitsgefühl hinein, zb. bei C. G. Jung, bei Schaffner, bei – na, Schluß. Nur G. Keller war ganz frei davon; damals freilich gab es noch «freie Schweizer». Schade, daß das Gastrecht oder die Gastpflicht Ihnen schärfere Töne versagte; er hat Schwarzschild[3] nicht einmal richtig gelesen, vor lauter besinnungslosem Affekt. Und

* Kursivtext: von Thomas Mann unterstrichen.

daß Sie ihn und wie Sie ihn in seiner literarkritischen Ärmlichkeit zurechtrücken, ohne ihn an Viggi Störteler[4] zu erinnern, das ist gradezu schonend. Es ist halt ein entlaufener Literarhistoriker noch kein Kritiker. Nun, wir Industriellen des modernen Romans werden auch ohne das Wohlwollen der N.Z.Z. überwintern. Bedauerlich ist nur, daß Albert Ehrenstein[5], Lyriker, vom Kanton Zürich, vielleicht von der ganzen Schweiz, wegen unerlaubten Arbeitens in Zeitung und Radio ausgewiesen worden ist oder werden soll. Könnte da Herr E.K. nicht seine Liebe zur Poesie beweisen?

Hoffentlich geht es Ihnen gesundheitlich wohl. Schlimmstenfalls können Sie sich lesend zurückziehn und gute Luft um sich haben. Hat Ihnen, das ist ein sehr verräterischer Einfall, Dr. Landshoff[6] meine **Bleibtreuiade über Verdun*[7] gesandt? Und ist mal ein **Aquarell meiner Frau aus der Sanaryzeit*[8] *bei Ihnen eingelaufen*? Im Mai (6.) wird Freud achtzig, vielleicht komme ich dazu nach Wien und dann natürlich auch nach Zürich. Voraussetzung ist nur, daß mein neuer Roman bis dahin abdiktiert ist, *«*Einsetzung eines Königs*»[9] geheißen, den Grischa[10] und Erziehung[11] fortsetzend, immer noch nicht abschließend. Hole der Teufel die Genauigkeit, mit der man Rechenschaft zu geben gezwungen ist!

Grüßen Sie bitte Ihre verehrte Gattin von uns Einsiedlern auf dem grünen Seeberg. Wir haben hier sehr viel zugelernt, über die Juden und über uns, und werden auch darin bis zu Ende gehn. Immer Ihr

Arnold Zweig.

Eben sagt mir meine Frau, daß Sie ihr längst und gar aus Amerika den Empfang des Bildchens bestätigt haben. Pardon!

Benedetto Croce

La Critica
Rivista di Letteratura, Storia e Filosofia

Napoli
1 marzo 1936

A Thomas Mann

Con animo grato ha ricevuto il suo troppo benevolo telegramma di augurii[1], e prende questa occasione per ringraziarlo ancora una volta dei libri inviatigli negli ultimi tempi. Nella Critica, ha riportati tradotti alcuni periodi della *Meerfahrt*[2], che sono stati assai gustati. Ossequia la sua signora, alla quale e a lui la figlia Elena, grande lettrice dei libri di Thomas Mann vuol essere ricordata. Cordialmente.

Benedetto Croce

Ernst Weiß

Paris, 11 rue de Vaugirard, Hotel Malherbe
11. IV. 36

Hoch verehrter Herr Doktor!

Ich muß Ihnen noch für Ihre freundlichen Zeilen danken, die Sie vor einigen Wochen an mich gerichtet haben. Heute möchte ich Ihnen nur sagen, daß mein neues Buch

«Der arme Verschwender»[1] Ihnen aus vollem Herzen zugeeignet ist, wenn es auch die Widmung an Stefan Zweig trägt. Ich bin Ihnen nicht nur dankbar für das, was Ihnen jeder in deutscher Sprache lebende geistige Mensch zu danken hat, sondern darüber hinaus für Ihre herrliche menschlich-politische Haltung. Ich habe immer geglaubt, es gäbe unselige Situationen, (zum Beispiel den Krieg), in denen alles, was einer tun kann, falsch ist. Ihre Haltung und Ihr Wirken aber zeigen, daß man sich auch in solchen Situationen zu behaupten, und daß man, nur anders als bisher, weiter zu wirken vermag, und das ist uns unsicheren und versprengten Arbeitern ein gewisser Trost. Und zum Schluß lassen Sie mich Ihnen dafür danken, was Sie gerade für meine bescheidene und problematische Produktion getan haben. Ohne Ihr Wohlwollen hätte ich vielleicht nicht die Kraft gehabt, seit 1912[2] trotz des offenkundigen Mißerfolgs immer wieder von neuem zu versuchen, etwas besseres und mehr Gültiges zu geben.

In herzlichster Verehrung
Ihr tief ergebener *Ernst Weiß*

Elias Canetti

Wien – Grinzing
Am Himmel 30, den 25. April 1936

Hochverehrter Herr Thomas Mann!
Etliche Monate sind es nun her, daß mich Ihr Brief[1] in die größte und glücklichste Aufregung versetzte, und wenn ich, alle Regeln der Höflichkeit ausser Acht lassend, so lange mit einer Antwort gezögert habe, so entsprang das dem übermächtigen Wunsch, eine Freude, wie sie mir noch nie zuteil geworden war, bis in alle Ewigkeit zu verlängern. So lange ich ihn noch nicht beantwortet hatte, war es mir, als hätte ich Ihren Brief eben erst bekommen. Die ganzen fünf Monate über durfte ich täglich daran denken. Zu einer leisen Hoffnung auf Ihre Nachsicht gesellte sich das wache Gefühl einer Sicherheit, die ich aus Ihrer Zustimmung – wenn ich den Brief so deuten darf – wie aus einer guten Quelle, ein jahrelang Dürstender, schöpfte, und gerade diese Sicherheit hatte ich oft bitter nötig, denn Angriffe gegen die «Blendung» gab es nicht wenige; und am schwersten zu ertragen waren die Hiebe, die sich als unmäßige Lobhudeleien gaben.

Es müßte jemand leben, den Sie hoch über sich stellen, wie ich Sie über mich, damit Sie meine Dankbarkeit ganz nachzufühlen vermöchten. Aber als Dichter fühlen Sie ja ohnehin alles nach, und es mag überflüssig sein, für Sie so Selbstverständliches erst lange noch auseinanderzusetzen. Um eines nur bitte ich Sie: Mißdeuten Sie mein Schweigen nicht; sollten Sie es schon mißdeutet haben, wozu ja Zeit genug gewesen wäre, so revidieren Sie bitte eine Meinung, die ich gewiß nicht verdiene. Es hat bei der «Blendung» alles so lang gedauert. Der ohnehin düstere Roman war als Manuskript noch düsterer und lastete schwer auf manchem Späteren. Vielleicht daran sind meine Zeitempfindungen etwas in Unordnung geraten. Manche mögen den Versuch, sich halbjährige Freuden zu züchten, mit solchen Mitteln, die noch dazu auf Kosten eines andern gehn, absonderlich finden. Aber in diesem Falle sind Sie der Andre, und nur in diesem Falle konnte ich so viel wagen; denn Sie werden mich gewiß begreifen.

Ich lese, daß Sie in etwa vierzehn Tagen zu einem Vortrag über Freud nach Wien kommen werden[2]. Eine Begegnung mit Ihnen würde mir mehr bedeuten, als ich sagen kann. Mit dem bezaubernden Wiener Vorort Grinzing, wo ich wohne und wo jetzt alles in Blüte steht, würde ich Sie gerne locken, – doch kenne ich Ihre neue Heimat Küsnacht, und gegen den Züricher See gehalten, mögen meine Weinberge verblassen. Auch weiß ich nicht, wie es um Ihre Zeit hier bestellt sein wird, und ob ich Ihnen persönlich genug zu bieten habe. Auf jeden Fall, ob Sie nun von der beigefügten Telephon-Nummer Gebrauch machen oder nicht, freue ich mich auf Ihren Vortrag und begrüße Sie, so herzlich und dankbar ein Mensch nur sein kann, als Ihr

Elias Canetti

Arnold Zweig

Haifa, 28 – IV – 1936

Lieber und verehrter Herr Thomas Mann,

Statt nach Wien zu fahren und unserem großen Freunde den Dankbesuch abzustatten[1], den er sich wie kaum einer um das Menschengeschlecht verdient, mußte ich liegen, geduldig und ungeduldig, weil wieder einmal ein Äderchen in meiner Netzhaut die Gelegenheit benutzt hat, zu zerreißen; es war die Zahlung für einen wundervollen Ausflug in ein Frühlingstal, abseits der Asphaltstraßen, und ich habe sie noch heute nicht bedauert[2]. Nur daß ich erst später im Jahr, vielleicht viel später, nach Europa kommen kann, tut mir leid; aber ich hoffe auch, dafür durch richtige Muße entschädigt zu werden. Hoffentlich sind dann auch Sie mit Ihrem dritten Bande[3] fertig und haben Freude daran, besucht zu werden. Und während Sie in Wien Freuds Taten vor den Ärzten feiern, will ich dasselbe vor den Arbeitern in Haifa tun, unter denen ja nicht wenige Doktoren der verschiedensten Fakultäten sitzen werden und die auch ohne solchen Zuwachs ein aufgeschlossenes, geistig stark beschäftigtes Publikum bilden. Ich habe mich auch sonst zum 6. Mai getummelt und Schwarzschild einen Aufsatz geschrieben[4], der leider nur einen Bruchteil meiner Überlegungen und Empfindungen enthält, obwohl er nicht ganz kurz ist. Er mußte spätestens Mitte April abgeschickt werden; mein Zustand war durch das Liegen geradezu verelendet, zu einem anderen Thema und Zeitpunkt hätte ich mich in diesen Wochen wohl kaum aufraffen können. Soviel auch vom Kommandieren der Poesie[5] zu halten ist, – manchmal wünscht man, um ein bis zwei Monate nachklappen zu dürfen. – Ich werde froh und dankbar sein, wenn Sie meinen Verdun-Roman im Sommer wirklich lesen. Ich bin tief in Ihrer Schuld, von Jugend an, das wissen Sie wohl. Ich habe aus echter Distanzliebe um das Jahr 1910 jeden Wunsch nach eigener Prosa aufgegeben, um unter Ihre Schüler zu gehen und mich schwer und langsam aus dieser Schülerschaft gelöst, als die Zeit dazu gekommen war. Seltsamerweise bin ich gerade mit diesem Zeitpunkt beschäftigt – noch nicht unmittelbar, aber in Vorbereitung. Eben diktiere ich nämlich die letzten Bücher des Romans «Einsetzung eines Königs», der zwischen Brest Litowsk und dem Ende des vierten Kriegsjahres spielt, der Schluß-

roman[6] wird von August bis zum Jahresende 18 den Zusammenbruch der alldeutschen Träume darstellen und einiges Andere mehr und wird also den Armierer Bertin zeigen, wie er in Wilna im September oder Oktober die Betrachtungen eines Unpolitischen[7] durcharbeitet. Das wird alles sehr schwierig werden, weil es wahr sein muß und doch menschlich voller Verbundenheit, und dieser Roman wird als der einzige meiner Serie durch den Zusammenbruch der Weimarer Republik eine veränderte Optik erhalten müssen, eine andere als zu der Zeit, da ich ihn konzipierte. Bis dahin aber habe ich auch längst Ihre Bände vorgelesen bekommen, für die man Zeit haben muß, wie Sie sie aus langer Zeit gesponnen haben. Ich konnte mir in fünf Tagen, ja ich glaube in vieren, den Henri IV[8] vorlesen lassen; schon bei den «Geschichten Jakobs» erwies es sich als völlig unmöglich, die Art Ihrer epischen Phantasie, sich aus allem etwas zu machen, gleicht einem analythischen Prozeß; er regt ihn im Leser an, erzwingt seinen Ablauf, breitet sich aus, erzeugt nachschwingende Nachdenklichkeit und muß ausgekostet werden. Zum Glück erlaubt mir der amerikanische «Book of the Month Club» in diesem Jahr nur «Einsetzung eines Königs» abzuschließen und durchzuarbeiten und von der absichtlichen und zweckhaften Lektüre des Materials überzugehen zu der, die man früher als schönste Entspannung einsam für sich und bei der Lampe pflegen konnte.

Mit Tucholski[9] verhält es sich so, wie mit Karl Kraus[10]. Das Wort Todesangst, das Sie vielleicht etwas wegwerfend brauchen, trifft den Nagel auf den Kopf. Nur daß Tucholski als schwerdepressiver Mensch aus dem Kriege zurückkehrte. Schon 1924 nannte ihn Siegfried Jacobsohn mir gegenüber mal einen Dyskolos[11], falls ich das Wort richtig behalten habe – ich habe kein Hilfsmittel hier, es nachzuschlagen, – und so hat er sich weiter entwickelt, geplagt von der Neurose, der er nicht entgehen konnte. Seinen Brief abgedruckt zu haben, kann ich schon darum nicht bedauern, weil er einer Fülle seiner Schicksalsgenossen unendlich wohl getan hat, denen ich mit meiner Antwort schließlich weiterhelfen konnte. Und dazu u. a. sind wir ja auch Ihrer Meinung nach da. Geht es bei solcher Gelegenheit uns selber einmal zuleibe, so weiß ich zu genau, daß der Dichter, der das Wort von der barmherzigen Fackel geprägt hat, die in die Abgründe des Daseins hinableuchtet, einem toten Kollegen nichts nachtragen wird. Ich glaube nicht, daß Tucholski viel geschadet hat, denn die Leute, welche Deutschland umzuwerfen entschlossen waren seit 1919, hätten für ihren Raubzug und ihre Vergeltungswut jeden anderen von uns an seine Stelle gesetzt, gesetzt den Fall, daß sie literarische Zielscheiben brauchten.

Diesen Brief finden Sie bei Ihrer Rückkehr in Küßnacht, daher schicke ich ihn nicht per Flugpost. Er würde es sich aber nicht verzeihen, wenn Sie der Beantwortung wegen sich in der wieder zu gewinnenden Konzentration beirren ließen. Spätestens im Sommer melde ich mich bei Ihnen an, rechtzeitig für ein Ja oder Nein, und dann sprechen wir über diese Dinge, wie Sie es wollen und mögen. Inzwischen bin ich mit herzlichen Empfehlungen von Haus zu Haus

Ihr

Arnold Zweig

Stefan Zweig

4. XII 1936
49, Hallam Street,
London, W. 1

Verehrter Herr Professor,
bei feierlichem Anlaß eines verehrten Mannes darf niemand abseits stehen; so begrüße ich Sie herzlich anläßlich Ihrer öffentlichen Ernennung zum Weltbürger bei gleichzeitiger Entziehung des Staatsbürgertums[1]. Diese Urkunde schreibt Sie in den Verband der Freien und Freiesten für künftige Geschlechter ein. Eine Ehrenurkunde schönster Art!

Wir Österreicher haben noch einige Zeit zu warten, aber wie lange? Und überhaupt, was bedeutet, was dem Einzelnen geschieht, gegenüber den Geschehnissen der Zeit. Nur was einer jetzt gestaltet, hat Dauer und Gewalt – aber auch da haben Sie Ihren Josefsroman vollendend, von allen das Meiste getan und unsere alte Verehrung auf das großartigste bekräftigt.

Darf ich bei dieser Gelegenheit Sie auf ein Buch hinweisen, das mir neben dem Ihren das Wichtigste dieser Tage erscheint – die drei Bände von Roger Martin du Gard «*Eté 1914*»[2]? Sie werden es gewiß leidenschaftlich lieben – ich kannte schon vom Vorlesen du Gards manche Teile davon, bin aber vom Ganzen geradezu beglückt.

Von Herzen also und in berechtigtem Aufblick Ihr getreuer

Stefan Zweig

Robert Musil

Wien, III. Rasumofskygasse 20. Telef: B 56187.
30. XII. 36.

Sehr geehrter Herr Mann!
Es ist mir im Augenblick völlig unmöglich, den Aufruf[1] zu unterschreiben, für dessen Übersendung ich Ihnen aufrichtig danke. Ich höre aber, daß Sie in kurzer Zeit nach Wien kommen[2], und bitte Sie, mir die Zeit für eine Aussprache vorzubehalten, in der wir vielleicht nicht nur darüber, sondern auch über die Möglichkeit sprechen könnten, daß ich aus der mir aufgezwungenen Zurückhaltung heraustrete.

Ihr stets ergebener

Robert Musil

Ernst Weiß

Paris, 25. Januar 37

Sehr verehrter Herr Thomas Mann!
Ich erfahre eben aus der Zeitung (Œuvre), daß Sie auf Ihre Ausbürgerung[1] geantwortet haben[2]. Bitte veranlassen Sie den Verlag, mir die Schrift zuzusenden. Ich bewundere Ihre Haltung mehr als je zuvor. Sie geben uns andern, um so viel Schwäche-

ren, das Beispiel eines unzerbrechbaren Heroismus des Geistes gegen die stupide, im Augenblick scheinbar so siegreiche und glückliche Gewalt! Mir geht es sowohl materiell als auch gesundheitlich recht elend. Aber davon sei weiter nicht die Rede. Ich habe zu allem anderen noch die Unvorsichtigkeit begangen, einige kleinere Arbeiten, Novellen oder Erzählungen zu schreiben, die aber in einer Buchausgabe scheinbar nicht unterzubringen sind; Querido, Humanitas, selbst der kleine Kittl refüsieren, ohne die zum Teil ergötzlichen Geschichten zu kennen..

Mit großer Freude habe ich erfahren, daß Sie den Plan durchgeführt haben, von dem Sie mir in Ihrem letzten lieben Briefe[3] Andeutungen machten, die Erzählung von der Wiederkehr von Goethes Lotte in das heimatliche Land[4]. Ich habe vor Kurzem einen schönen Roman des alten Thomas Hardy[5] und jetzt auch eine kleine Novelle von ihm, «der angekündigte Gast»[6] gelesen, die beide das gleiche Thema der Wiederkehr zur seelischen Quelle haben, ein eminent epischer Vorwurf, und für uns arme und widerrechtlich der Heimat beraubte Menschen von ungeheurer Aktualität. Entschuldigen Sie, daß ich diesen Brief mit der Maschine statt mit der Hand schreibe, es ist kein Mangel an Respekt gegenüber Ihnen, als dem von mir heute am tiefsten verehrten geistigen Führer, sondern nur körperliche Schwäche, das Schreiben mit der Hand strengt mich zu sehr an. Ende des Monates verlasse ich meine Mansarde hier im sechsten Stock, – mit «unbekannter Bestimmung», aber die Adresse bleibt die Gleiche[7].. ich will mir die Briefe abholen..

Ich grüße Sie von Herzen mit den innigsten Wünschen für Ihr geistiges und leibliches Leben und Arbeiten. Ich wäre glücklich, bald von Ihnen zu hören.

In herzlichster Ergebenheit

Ganz der Ihre *Ernst Weiß*

Börries, Frhr. v. Münchhausen

Windischleuba bei Altenburg, Thür.
Fernsprecher Altenburg 1564
Station Altenburg
22. 4. 37.

Sehr geehrter Herr Doktor,
auf einem wunderlichen Umwege, nämlich als Beilage zu einem anonymen Schmähgedicht aus La Plata in Argentinien, kommt mir die Antwort zu Gesicht, die Sie der Bonner Universität gegeben haben[1]. In dem erwähnten Gedicht werde ich auf das Heftigste beschimpft, weil ich «um Gunst und Gewinn bei der neuen Regierung buhlte». Anscheinend hat der mutige Herr Namenlos die Presse des letzten halben Jahres nicht verfolgt, in der ich wegen einer harmlosen Buchbesprechung (Echtermeyers deutsche Gedichte) auf das Heftigste angegriffen wurde. Ich bin nicht Nationalsozialist, und wenn ich auch mit fast allem Guten, Tapferen und Echten im Dritten Reiche einverstanden bin, so tragen mir doch selbst meine seltenen und höchst bescheiden geäußerten Bedenken an gewissen Ungeschicklichkeiten nachgeordneter Stellen jedesmal ein wahres Trommelfeuer von Beschimpfungen ein.

Wir beide sind uns, wenn ich recht weiß, nur ein oder zweimal im Leben persönlich begegnet, aber ich möchte doch, da Sie wahrscheinlich meinen Namen kennen, und vielleicht auch meine Gesinnung, meine Ehrlichkeit und meinen moralischen Mut wissen, diese zufällige Bekanntschaft mit Ihrem Briefe nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen einige Worte darauf zu antworten.

**Es ist ganz und gar sicher und offenkundig, daß Sie durch falsche, wahrscheinlich verleumderische* (das heißt also bewußt falsche) **Nachrichten über Deutschland schwer getäuscht und betrogen sind*, wenn Sie dieses Urteil über Deutschland schreiben können! Auch ein ähnliches, ein Brief von Ihnen an einen Schweizer Verleger, das mir vor Jahr und Tag zugeschickt wurde[2], litt unter denselben tragischen Irrtümern. Wenn ich nun auch nicht hoffen kann, daß meine Worte Ihre Überzeugungen irgendwie ändern können, so würde ich es doch für unritterlich halten, einen als Menschen und Dichter mir und anderen wesentlichen Bekannten nicht aufzuklären über das, was ich und Millionen ebenso rechtschaffene ehrliche und kritische Männer täglich in Deutschland erleben.

Wir haben in Deutschland keinen Bürgerkrieg wie das unglückliche Spanien, wir haben keine parteipolitischen Scheinprozesse mit Hinmordung von Unschuldigen wie Rußland, wir haben seit vier Jahren keinen einzigen Streik und keine einzige Aussperrung mehr, die in Frankreich und England Millionen Menschen unglücklich machen. Wir haben im Gesamtbereiche meiner persönlichen Erfahrung überhaupt keine Arbeitslosen mehr, wir kennen nirgends mehr Hunger oder Mangel, denn die ungeheuren freiwilligen Sammlungen schützen ohne Ansehen der Person auch Nicht-Parteimitglieder, Juden, kurz alle Bedürftigen vor der Not. Schade, daß Sie nicht einmal acht Tage lang hier bei mir durch Windischleuba und die umliegenden Dörfer oder das nahe Städtchen Altenburg gehen können! Lauter fröhliche Gesichter, überall neue Häuser in Massen, überall Menschen, die durch die Urlaubsfahrten herrliche Blicke in die weite Welt, auch außerhalb Deutschlands getan haben. Ein irdisches Paradies gibt es nirgends, aber soweit ein Volk in schwieriger Lage, bei gelegentlichem kaum merkbaren Versagen von Lebensmitteln glücklich sein kann, **ist das deutsche Volk seit 4 Jahren tief glücklich*. (Einmal soll einige Wochen Schweinefleisch knapp gewesen sein, einmal, wie ich hörte, die Eier, selber gesehen hat freilich weder einer meiner Freunde noch ich etwas von diesen Belanglosigkeiten, ich kenne sie eigentlich nur aus den Feststellungen in Ministerreden.)

Dieses allgemeine große Glück, das ganz zweifellos viel gegründeter und größer ist als das aller anderen Völker Europas, ist doch schließlich ein Beweis für die Güte unserer Regierung, der völlig unwiderleglich ist! Was mögen Sie sich da in der Schweiz für Schauergeschichten haben aufbinden lassen! Ich kenne diese Geschichten von meinen Reisen, (Vortragsreisen in der Schweiz und Italien) gut genug und kann Ihnen versichern: Soweit ich irgend konnte, habe ich jede dieser Schauergeschichten in Deutschland nachgeprüft und habe sie im besten Falle als wahnsinnige Übertreibungen, in ihrer Mehrzahl aber **als blanke Verleumdungen feststellen können*.

Über eines freilich, kann ich mich mit Ihnen nicht unterhalten, da ich fühle, daß

* Kursivtext: von Thomas Mann unterstrichen.

hier die gemeinsame Ebene der Verständigung fehlt: Ich denke sowohl über die deutschen Rassegesetze[3] wie über das deutsche Heer und die durch dieses Heer verkörperte Wehrhaftigkeit und Ehrhaftigkeit des Vaterlandes so grundsätzlich anders als Sie, daß ich hier lieber schweige, lieber schweigen will.

Ich wiederhole, verehrter Herr Doktor, daß ich nicht Nationalsozialist bin, und daß ich die hundert Ungeschicklichkeiten und Fehler der Regierung genau ebenso sehe, wie ich sie zu kaiserlicher Zeit von den damaligen Beamten, zur System-Zeit von den Beamten dieser Zeit, in der Schweiz von schweizerischen Beamten, und aus dem Schrifttum jeder vergangenen Zeit an den Beamten dieser Zeit gesehen habe. Ich habe auch, nicht nur durchaus keinen Vorteil von Hitlers Regierung, sondern könnte trotz meiner persönlichen Bekanntschaft mit einer ganzen Anzahl leitender Männer beinahe sagen: Im Gegenteil. Obgleich ich niemals mit dem Kaisertum so weitgehend begeistert einverstanden war wie mit dem Dritten Reiche, werde ich doch wegen der fehlenden Prozente an Totalität anscheinend mit unüberwindlichem Mißtrauen angesehen, und dieses äußert sich oft genug in außerordentlich kränkender und verletzender Weise. Alle diese bitteren Erfahrungen mit der Unvollkommenheit von Menschen und Einrichtungen haben mich niemals an meiner Begeisterung für die ungeheuren Segnungen des Dritten Reiches irre machen können.

Ich bin also, wie Sie sehen, ein durchaus kritischer Beurteiler der deutschen Zustände, muß aber gerade als solcher und als Ehrenmann verlangen, daß Sie meinem Urteil nicht nur die selbstverständliche subjektive, sondern auch die objektive Wahrheit zuerkennen. **Ich kenne Deutschland*, da ich seit 4 Jahren täglich und stündlich darin lebe, **Sie kennen Deutschland nicht mehr*, da Sie es nur in der Presse des Auslandes verzerrt widergespiegelt sehen.

Endlich noch ein Wort zu dem uns beiden zunächst am Herzen liegenden Gebiete der deutschen Kultur. Binnen drei Wochen geschah dies:

1. Das Reich kaufte die von meinem Altenburger Herzog ins Ausland verschleuderte wertvollste deutsche Rüstung zurück.

2. Das Reich kaufte den schon in Amerika befindlichen Welfenschatz zurück.

3. Mit einem Federstrich wurde das Kapital der Schiller-Stiftung vervielfacht und damit gerade für unsere Berufsgenossen ein unendlicher Segen gestiftet.

4. Am nächsten Tage gründete Goebbels die entsprechende Hilfskasse für alternde Musiker.

5. Ich selber habe in der Presse nicht weniger als 70–80 literarische Preise im Gesamtwerte von mehreren Hunderttausend Mark in einem einzigen Jahr feststellen können. Wenn diese auch nicht immer an die besten Männer fielen, – mein Gott, sind denn jemals Preise mit allgemeiner Zustimmung verteilt?

Wenn ich diese und hundert andere Dinge seit vier Jahren erlebe, so kann ich nichts anderes sagen als: **Noch niemals, in keinem anderen Lande und zu keiner anderen Zeit hat eine Regierung in so kurzer und so schwerer Zeit eine solche Fülle von Segen über ein Volk ausgegossen wie das Hitlertum seit seinem Bestehen über Deutschland!* Das ist meine feste Überzeugung, und an dieser Überzeugung werde ich festhalten, selbst wenn, was ich

durchaus für möglich halte, irgend ein Mißverständnis oder irgend ein törichter Beamter mich morgen in ein Konzentrationslager befördert.

Ich empfand es als meine Pflicht, verehrter Herr Doktor, Ihnen dieses zu schreiben, damit Sie doch einmal die Stimme eines völlig unabhängigen deutschen Mannes hören.

Mit höflichen Empfehlungen und mit herzlichen Wünschen für Ihr künstlerisches Schaffen bin ich

Ihr aufrichtig ergebener *Münchhausen*

Hermann Hesse

[Zürich,] 19. Mai [1937]

Lieber Herr Thomas Mann

Vor etwa drei Monaten schrieben Sie mir wegen der geplanten Zeitschrift[1] und ich gab Ihnen sofort eingehende Antwort. Einige Wochen später schickte ich Ihnen meine «Neuen Gedichte»[2]. Da ich auf Beides ganz ohne Quittung geblieben bin, habe ich das Gefühl, es könne zwischen uns ein Brief verloren gegangen sein[3]. Es ist ja sehr wohl möglich, daß Sie über Arbeit und Reisen (hoffentlich nicht Krankheit) nicht zu Briefen gekommen sind. Doch möchte ich nicht, daß etwa infolge eines dummen Postfehlers eine wirkliche Lücke in unsrem Austausch entstehe.

Meine Frau, die ich morgen zurück erwarte, war einige Wochen in Griechenland, das war seit manchen Jahren ihr sehnlichster Wunsch, sie war so ins Griechische versunken, daß ich mich beinah verpflichtet fühlte, Aoriste zu repetieren. Sie scheint von Griechenland ganz beglückt zu sein.

Herzlich grüßt Sie Ihr *H. Hesse*

Karl Wolfskehl

Longomoso (Bolzano)
Pensione Piramidi
10. 7. 37

Lieber verehrter Herr Thomas Mann,

Ihr Brief[1] folgt mir hierher nach. Auch ich habe einen Höhenort aufsuchen müssen[2], sehr der Ruhe bedürftig wie eines gewissen Neuaufbaus. Mindestens den Juli über bleib ich hier.

Von Absichten und Maßnahmen zur Gründung Ihrer Zeitschrift[3] hatte ich natürlich allerlei vernommen, genug um mein Interesse auch aus der Ferne anzufachen. Und ich bitte Sie (wie auch unsern Freund Erich v. K.)[4] versichert zu sein, daß eine frühere oder nachträgliche Anfrage an mich dies Interesse bestimmt in keiner Weise beeinflußt. Gern erfahre ich von Ihrer Bereitschaft, bei Gelegenheit Beiträge von mir entgegenzunehmen und bin vor allem gespannt auf Art und Richtung der Erstnummer einer Zeitschrift, die schon durch ihren kühn-schönen Namen so Bedeutsames, fast hätte ich gesagt: Gipfelhaftes, für sich beansprucht, sodaß bei der hierdurch gewährleisteten strengen Auswahl es eine Ehre sein muß, mitzuarbeiten.

Das Gedicht allerdings, von dem Ihnen Erich sprach, kann ich zur Veröffentlichung in dieser Zeitschrift durchaus nicht anbieten. Ich selber nenne es mit einer nur mir verständlichen Zitation aus einer weit zurückliegenden Dichtung mein «Lebenslied»[5] und muß fast annehmen, es bleibe gerade dieserhalb nur mir und den paar Freunden, denen ich es fast mehr zur Bewahrung als zur Kenntnisnahme übergab, aufgespart. Sollte ein besonderer Umstand – den und jenen könnte ich mir vorstellen – dennoch zu seiner Veröffentlichung drängen, so dürfte dies natürlich nur in der Form des Sonderdrucks geschehen.

Aber nochmals: mit dieser Ihnen sicherlich wohl begreiflichen Zurückhaltung in einem Falle, lege ich mich gewiß nicht fest. Zu wissen, es gebe einen Ort, an den ich Beiträge, vor allem betrachtende, herausbringen kann, erfreut mich und ich danke Ihnen ausdrücklich und aufrichtig für Ihre Einladung.

Wie schön wäre es, wenn Ihr Periodicum in seinem Wesen u. auf seiner Bahn etwa eine Parallele zur «Philosophia» zöge, deren 1. grad herausgekommenes Heft mit der großartigen Abhandlung des greisen Husserl Ruhm und Glanz des deutschen Geistes – von Belgrad aus neu verkündet![6]

Daß Sie selber im Verein mit dem ausgezeichneten Mann, dem von mir so überaus geschätzten, auch persönlich so lieben Konrad Falke der Zeitschrift als Wegleiter vorangehen, verbürgt mir heute schon die Erfüllung dieses Hoffens. Ich bitte Sie, Konrad Falke auch in diesem Sinne sehr von mir zu grüßen! Ihnen selber jedoch, verehrtester Herr Thomas Mann, muß ich es aussprechen: was Sie, durchaus nicht ich, als tragikomischen Bericht bezeichnen[7], hat mir einen so entzückenden Brief eingetragen, daß ich des Vorfalls, selbst wenn er einer wäre, nur froh sein dürfte. Und gewiß nicht zum Wenigsten zeigt mir sein beschwingter Ton auch an, Ihre zu Ende gehende Kur trage bereits erwünschte Früchte. Von Wunderwirkung der Ragazer Heil- u. Heizquellen hab ich schon vielfach munkeln hören. Möge sie auch in Ihrem Falle durchaus und endgültig sich bewähren.

Ich bin mit herzlich verehrenden Grüßen und höchlich gespannt auf den «jour de vernissage» von Maaß und Wert

immer Ihr aufrichtig ergebener *Karl Wolfskehl*

Ernst Weiß

Neue Adresse: Paris 16eme,
155, Avenue de Versailles,
Regilla-Hotel
27. VII. 37

Sehr verehrter, lieber Thomas Mann!
Eben erhalte ich die große Summe von 30 engl. Pfund aus Ihrer Stiftung[1] aus London. Wie soll ich Ihnen danken? Sie befreien mich für einige Zeit aus einer recht drückenden Not; ich habe mein Hotel rue Baudin[2] infolge Geldmangels verlassen müssen, und bin in die Vorstadt gezogen[3], weil in der Nähe Bekannte wohnen, die mich, so bescheiden sie auch selbst leben, doch mit durchzufüttern versuchen.

Nun komme ich aber mit einer andern Sache, die mir mindestens ebenso wichtig ist, wie meine erbärmliche Not. Wie ich mir erlaubt habe, Ihnen zu schreiben, arbeite ich an einem etwas umfangreichen Werk, von dem der erste Band: «der Verführer» seiner Beendigung entgegengeht[4]. Das Buch soll möglichst bald bei «Humanitas» erscheinen. Nun gibt es unter allen jetzt lebenden geistigen Menschen nur einen, dem ich tief innerlich verbunden, nahe, und verpflichtet bin, und das sind Sie. Ich wäre glücklich, Ihnen mein neues Buch widmen zu dürfen. Bitte sagen Sie mir, ob Sie diese Widmung annehmen wollen. Wenn ja, in welcher Textierung sie Ihnen genehm wäre. Wie gerne würde ich Ihnen das Werk vorlegen, aber ich bin noch mitten in der Abschlußarbeit und die Anfangsteile, von denen ich nur ein Exemplar hatte, befinden sich schon beim Verleger. Über die Qualität meiner Arbeit steht mir selbst kein Urteil zu. Ich habe gegeben, was ich konnte, und in den letzten zwei Jahren nur für diese Arbeit gelebt – – aber was will das heißen? – Der «arme Verschwender»[5] soll ins Russische übersetzt werden, aber die Gelder sollen erst bei Erscheinen abgesandt werden. Im letzten «Wort» soll ein Aufsatz von Ihnen sein[6]. Ich verschaffe mir noch heute das Heft.

Inzwischen mit dem Ausdruck herzlichster Verehrung, treuer Bewunderung

der Ihre: *Ernst Weiß*

Ernst Weiß

155, Av. de Versailles, Paris, 16ème

27. XI. 37.

Lieber, sehr verehrter Thomas Mann!

Ich hoffe, daß mein letztes Buch, «der Verführer», das ich mir erlaubt habe Ihnen zu widmen, bereits in Ihren Händen ist.

Diese Zueignung hat mir nicht allein deshalb so am Herzen gelegen, weil ich Ihnen persönlich dafür danken wollte, daß Sie mir in meiner miserabeln Lage mit so großer Güte zu helfen versucht haben. Noch wichtiger war mir, mich zu Ihnen zu bekennen. Sie sind in den letzten Jahren, sicherlich nicht ohne gewisse Opfer, Überwindung und Entsagungen, die ich nur zu ahnen vermag, aus einem deutschen Dichter zu einer Art europäischem Zentrum geworden; das heißt, dort, wo Sie sind, steht Europa, der letzte Rest, das allseits umstürmte Bollwerk einer Kultur, Gesinnung und Gesittung, an deren Untergang trotz aller Fährlichkeiten und Mißerfolge und Ohnmachtsanwandlungen ich nicht zu glauben vermag. Sie sind es, der, in mir wie in vielen, der inneren Zerschmetterung und dem Nihilismus nahen Geistern wieder Hoffnung erweckt haben. Sie bestätigen unsereinem, daß unsere Welt geistiger Mäßigung und Freiheit noch zu leben und Früchte zu tragen vermag.

Ihr Lebenswerk nähert sich in den letzten Jahren, vom «Zauberberg» angefangen, dem Makrokosmus Goethes, wie ich schon damals in meinem kleinen Aufsatz über Sie schrieb[1]. Auch Goethe stand einem incommensuralen, chaotisch-revolutionären Ur-Ausbruch gegenüber, dem eine despotische, blutige – – und ergebnislose Expansion folgte in Napoleon. Er war ein Genie und Hitler ist es nicht. Aber Goethe,

dieser wahre Halbgott, hat seine Würde nur halb gewahrt, er hat die Barbarentaten abgelehnt, er hat unter ihnen gelitten, aber er hat nicht dagegen angekämpft, hat nichts geopfert, hat sich als exemplarischer Mensch nur halb bewährt. (Ihre herrliche Erzählung in M[ass] u[nd] W[ert] gibt großartig das Zweideutige an ihm.[2]) Sie aber haben diesen bürgerlich-heldenhaften Schritt getan. Sie sind wirklich MANN geworden. DAS war es, wofür ich Ihnen in Gestalt der Widmung meines unvollkommenen Versuches danken wollte und mußte. – In Verehrung und treuester Zuneigung

Ihr *Ernst Weiß*

Max Brod

Prag II Biskupský dvur 8
30. 11. 38

Sehr verehrter Herr Dr. Thomas Mann!
Ihr Sohn Klaus und Dr. Robert Klopstock[1] ermutigen mich, mich mit folgender Bitte an Sie zu wenden: – Meine Position hier wird von Tag zu Tag unhaltbarer. Ich kann nicht mehr schreiben, was ich denke. Und überdies befürchtet man, daß gesetzliche Maßnahmen, denen in Deutschland ähnlich, das Prager Tagblatt[2] in seiner gegenwärtigen Gestalt bald unmöglich machen werden. Ich fühle mich auch unmittelbar bedroht. So z. B. brachte gestern der Völkische Beobachter einen groß aufgemachten Angriff auf mich, mit Photographie. Anlaß bieten einige erotische Stellen aus meinen vor Jahrzehnten geschriebenen Jugendwerken. Aber der Völkische Beobachter gehört jetzt in Prag zu den verbreitetsten Zeitungen und die Reflexe werden nicht ausbleiben.

Ich bin entschlossen, nach Amerika auszuwandern, so lange es noch Zeit ist. Wegen eines Affidavits brauche ich Sie nicht zu bemühn, denn vorläufig kann man von hier aus legal einen Geldbetrag, den ich besitze, mitnehmen und dieser Betrag dürfte dem hiesigen amerikanischen Konsul zur Erteilung des Visums genügen. Aber die Sache hat einen Haken. Diese Prozedur dauert nämlich 14 bis 16 Monate und so lange kann ich nicht warten. Nun dachte ich an ein Visitor-Visum. Dieses hat wieder den entscheidenden Nachteil, daß man kein Geld mitnehmen und nicht einmal die Schiffskarte vom eigenen Geld hier bezahlen kann.

Nun habe ich fast 30 Jahre gedient, teils dem Staat und teils als Journalist, habe Anspruch auf eine kleine Pension und hoffe, daß man mir die Überweisung dieser Pension nach Amerika gestatten wird, so daß ich dort, überdies gestützt auf meine Ersparnisse und auf dortige literarische Erwerbsmöglichkeiten (Vorträge, Übersetzung meiner Bücher), keiner Institution zur Last fallen würde. In Hinblick auf diese Tatsache wage ich die Bitte an Sie, Sie möchten mir die Einladung einer amerikanischen Universität verschaffen – und das würde vielleicht bedeuten, daß ich außerhalb der Quote einwandern kann. – Ich könnte dieser Universität etwa folgende Dienste leisten: I. Über tschechische Politik, speziell der letzten Jahrzehnte lesen. II. Über tschechische Musik, speziell über Janáček, den ich entdeckt, übersetzt und dessen erste Biographie ich veröffentlicht habe[3]. Er ist durch seine «Jenufa», aufgeführt an

der Metropolitan Oper, auch in Amerika bekannt. III. Ich würde den gesammten, noch unveröffentlichten Nachlaß von Franz Kafka mitbringen, dort edieren und ein Kafka Archiv einrichten. IV. Vorlesungen über: jüdische Religionsphilosophie, jüdische Politik, Zionismus. Allgemeine Religionsphilosophie. Seit Jahren arbeite ich an einem zusammenfassenden Buch, dessen Grundriß ich neulich in meinem Aufsatz «Die Lehre vom edlen und unedlen Unglück» in «Mass und Wert» mitgeteilt habe[4], Rückgriff auf die Gedankenwelt von Plato und Cusanus, in engem Anschluß an Ihre Humanitätsphilosophie, die ich neuerdings in Ihrem Buch über Schopenhauer[5] bewundert habe. V. Mein eigenes dichterisches Werk, von dem «Rëubeni» durch den Verlag Knopf in Amerika ziemlich bekannt geworden ist[6].

Auf dieser Basis wäre es Ihnen vielleicht möglich zu bewirken, daß eine amerikanische Universität mich einlädt und gleichzeitig eine Kopie dieser Einladung an das American Consulate-General in Prag, Panska 2, abschickt und brieflich dieses General-Consulat ersucht, mich «außerhalb der Quote» einwandern zu lassen. Vielleicht könnte auch der Verlag Knopf dieses Ersuchen der Universität unterstützen. – Ich bitte, es den besondern und drängenden Umständen zugute zu halten, daß ich mich mit einer so großen Bitte an Sie wende[7].

Verehrungsvolle Grüße an Sie und die Ihren
stets Ihr *Max Brod.*

Annette Kolb

30. XI 38

Lieber verehrter Thomas Mann
Ihre entzückende Rede im Novemberheft von Mass & Wert[1] mit dem rührenden und tiefen Ausklang ist wie ein Ruf aus einer besseren Welt, und doch ist ihm etwas eigen, das selbst heute in dieser verruchten Zeit, die Stärke seines Nachklanges behält. Diese Rede müßte immer wieder gehalten werden. Wie so manchen Künstler wird sie noch zur Einkehr in sein Menschentum hinreißen! Welches Vorbild sind Sie hierin! – Indessen hat man hier Flüchtlinge an jedem Finger, und die Ausweisungen und refoulements sind die Parole des Tags. Nicht nur daß Hitler die Grausamkeit als Gewerbe treibt, er legt sie den anderen auf, man gewöhnt sich achselzuckend daran, wenigstens die Behörden und Grenzbeamten. Ich glaube America ist uns heute an Menschlichkeit voraus. Wozu wird die Furcht vor dem Lindwurm die europäischen Länder noch treiben, ihn selber durch ein solches Verhalten nur immer mehr *mästend.* Wo fühlt man sich heute noch sicher dank dieser Angst? Diese und nicht die Trägheit ist die Mutter aller Laster! Ich denke so oft an die alten Eltern Katias in München[2]. Von dort Hergereiste schwören es könne nicht mehr lange dauern. Indessen wird man wohl noch dazukommen unsere alten Kirchen anzustecken und auch davor wird man sich beugen. Dieser Chamberlain[3] ist ein Mann des Grauens. Er ist ein Genosse Hitlers und arbeitet ihm entschlossen, komme was mag, in die Hände. Was kümmert's ihn in welchen Sumpf er dies unglückselige Deutschland versinken sieht. Für mich gehört er zum III Reich. Denn er stützt es wo er kann. Was sagt America zu ihm!

In Zurich war ich bei Frau Reiff 3 Nächte und fand sie eine sympathische Witwe[4]. Der alte Reiff hat sich in seinen letzten Jahren schwer begaunern lassen und sie hat große Verluste, «aber immer noch genug,» wie sie sagt. Sie hat sich innigst an ihre weißen Hündchen angeschlossen. Die Katze schlief bei mir. Ich hoffe Sie haben Tiere um sich in der Stockton street[5]! In Zurich schmetterte ich in der Technischen Hochschule den «Abschied an Österreich» hinaus wodurch ich mir die Vicepresidentin des Lyceumclubs zur deklarirten Feindin machte[6]. Sie sagte es sei «Politik.» Musil sah ich auch. Bermann hat ihm böse mitgespielt[7]! – Er erzählte mir seine Erfahrungen. Könnte er nicht zu regelmäßiger Mitarbeit für Mass & Wert gewonnen werden? Ach dieser Lion! es ist wirklich nicht schön wie er intrigirte[8]. Breitbach[9] hat nun auch Frau Mayrisch[10] über ihn aufgeklärt. Musil sprach mit großer Anerkennung von Golo[11]. Aber Sie haben nun genug von diesem langen Brief. Darf ich noch einen für Katia beilegen? Meine Segenswünsche und meine verehrende Liebe umgeben Sie. Zu den Freuden des nächsten Jahres wird «Lotte in Weimar» gehören. Was es sonst aber bringen mag!?

Ihre *Annette*

Annette Kolb

20. I. 39
21 rue Casimir Périer

Lieber verehrtester Freund
Innigen Dank für Ihr Buch, die rührend schöne Widmung, diese goldenen vorerst in die Wüste ausgerufenen Worte. Was anderes ist heute Europa? Der Teufel selber verwaltet es und läßt nur Helfershelfer heran. «Dieser Friede»[1] wie Sie schrieben gewinnt ja täglich an schauerlicher Richtigkeit, viel mehr noch als man glaubte befürchten zu müssen. Legt man des Morgens die Zeitung weg faßt einem manchmal etwas wie Irrsinn an wie eine Flucht in die Krankheit! – Ich habe eben Ihren Schopenhauer[2] gelesen. Er und Plato und William James und etwas Bergson sind ja die einzigen Philosophen, die ich las. Da kann ich Ihnen nicht sagen wie nah mir Ihre Ausführungen gingen. Klarer als er sich selber war, stellen Sie ihn hin und seine Lehre. Es ist gewiß das bleibendste was über ihn gesagt wurde durch die generöse Art ihm gerecht zu werden, bei so viel Überblick und Distanz. Es ist ein wundervolles Bild! Bild und Maler *unvergänglich!* –

Ich bin erst seit wenig Tagen von Vence zurück fand Schickele, wenn auch noch an seinem Asthma leidend, in bester Form, wie seit langem nicht. Indes wird er ja große Freude an dem Aufsatz in den Nouvelles Littéraires[3] haben!! es geht wieder aufwärts mit ihm gottlob. Als ich ihn sah hatte er eben «Diesen Frieden» gelesen, stand ganz unter dem Eindruck. So ging es auch Möring und Janin[4], nur ich klammerte mich an die Hoffnung, daß Sie vielleicht doch ein wenig zu schwarz sahen. Aber diese Hoffnung ist jetzt ganz dahin. Sie hatten in erschütternder Weise recht. Der Kurs wird beibehalten der uns ins Verderben rennen läßt. Man steht da, greift sich an den Kopf. Frau Zuckerkandl[5] war gestern bei mir. Sie veröffentlicht bei Bermann ihre Memoiren

die vom menschlichen Standpunkt hoch interessant sind. Ach was hat man an Oesterreich verbrochen. Aber es regt sich keine Hand es erhebt sich keine Stimme in Europa. Es zieht sich um das 3. Reich kein Ring des Entsetzens, sondern der Stille, keine Front der zivilisierten Völker, ganz im Gegenteil: das III Reich ist ein Magnet geworden für alle gemeinen Menschen und es vergemeinert sie. Aber so will ich nicht schließen. Daß Sie leben ist ein großer Trost nicht nur, es ist eine Zuflucht. Man kann Ihnen in dieser Hinsicht nicht alles sagen was man empfindet. Es würde Ihnen zu überschwänglich vorkommen.

Ich umarme Katia. Vielleicht kommt ein Wunder und wir sehen uns alle froher wieder als wir alle heute sind. Ich umarme auch Erica und bin immer Ihre,

Eure *Annette*

Bei Ostertag[6] sah ich gestern Ihren Schopenhauer in Buchform[7]. Sind Sie zufrieden mit der Übersetzung? ich glaube daß das Buch hier reißend geht.

Ernst Weiß

155 Av. de Versailles, Regilla
4. III. 1939

Lieber, sehr verehrter Thomas Mann!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr großes Geschenk. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, von welchen Schwierigkeiten es mich befreit hat. Wenn nun auch die Guild[1] sich meiner etwas annehmen wollte, wäre viel gewonnen; ich hoffe immer noch, daß sich die Lage der Welt in diesem Jahr ändern muß – und daß Europa entweder untergeht und wir alle hier mit ihm, – oder daß es sich befreit und unsere Welt wieder Raum gewinnt. Manche Anzeichen wie die Wahl des neuen Papstes sind gut!

Ich freue mich sehr, sehr, Sie wiederzusehen[2]. Unlängst schrieb ich einen kleinen Aufsatz für das «Tagebuch» (25. II. 39), in welchem ich eine Anmerkung über eine Ihrer Arbeiten machte[3]. Ich lege den Artikel bei. Ich bin sehr gespannt auf Ihren Goethe-Roman. Wie sehr bewundere ich Ihr unerschöpfliches Genie, das mit einer in den Annalen der Literatur nie dagewesenen Stetigkeit und Treue sich selbst gegenüber sich entfaltet. Schonen Sie sich nur, soweit es möglich ist, denn Sie sind nicht allein die große Tradition sondern auch unsere große Hoffnung. So etwas ähnliches wollte ich in dem Aufsatz sagen.

Ich grüße Sie in Verehrung und bewundernder Liebe.

Ernst Weiß

Karl Wolfskehl

45 Esplanade Road
Auckland, New Zealand
6. März 1939

Lieber Herr Thomas Mann,
was Sie mir diesmal freundlichsterweise geschickt haben paßt so ausgezeichnet für die in Betracht kommenden minds and mentalities, daß ich ganz glücklich bin und, unberufen, Erfolges gewiß[1]. Sie sprechen geradezu aus den stummen Fragen heraus, die sich einer schwer zu rubrizierenden Persönlichkeit gegenüber kolonialerweise Mißtrauischen aufdrängen. Und wenn ich, das beiderseitige Objekt, mich subjektiv dazu äußern darf, so kann ich nur sagen: ich wußte zwar nicht, daß man an diesem K[arl] W.[olfskehl] «mehr und dergleichen», wie Jean Paul sagen würde, finden könne, aber ich nehme es und nicht nur um des Zweckes willen gerne hin. Ist es doch vor allem auch ein Freundesruf, und der tut in der Einsamkeit Antithules sonderlich gut.

Sie erkundigen sich in den Begleitzeilen nach meinem Ergehen, meinem Tun.. von «Treiben» kann ja füglich nicht mehr die Rede sein. Nun, darüber ist wenig zu bemerken, der Tagesablauf die Hauptsache[2]. Auckland ist eine Gartenstadt mit viel blühenden und viel weithin wedelndem Gewächs um die kleinen Holzhäuser, und das Klima stört nicht im mindesten, spornt auch freilich nicht allzusehr an. So auch der Mitmensch. Es geht alles ganz angenehm gedämpft und kolonial britisch vor sich, und die Wogen der weiten Welt brechen sich hier, am Ende des Pazifischen, ziemlich gedämpft an hügliche, gelegentlich etwas vulkanisch vertuffte Uferränder. Aber ein freundliches Interesse an dem Draußen nimmt doch fast ein Jeder. Und es ist wirklich so: der Name Thomas Mann wirkt, und in Australien ebenso wie hierzuland, geradezu als ein magischer Schlüssel. Und sein Nimbus setzt sich organisch weiterstrahlend bis über alle Träger dieses Namens fort. So wurde ich schon von mehreren Seiten auf das neue Buch von Frau Erika Mann gewiesen[3], Referate wurden mir in Abschrift zugestellt, und so wäre ich wirklich höchst begierig, diese offenbar außerordentlich klug und dabei feurig und charaktervoll hingesetzte Schrift selbst kennenzulernen. Drücken Sie doch bitte bei guter Gelegenheit Frau Erika mit meinen aufrichtigen Grüßen auch meine Verehrung aus für eine Haltung und Aktivität, die heute nötiger wäre als je, und von der fast im Verhältnis zu dieser Necessität im allgemeinen so blutwenig zu spüren ist.

Ja, und ich selber? Zur Ruhe gesetzt habe ich mich noch nicht. Im Gegenteil. Diese, wie ich schon sagte, gar nicht übermäßig einheizende Umwelt hat mir in dem knappen halben Jahr, das ich ihrer und des wenigstens äußerlichen Fernseins vom turmoil genießen darf, mehr Arbeitskraft und Arbeitslust geweckt als Jahre vorher. Es handelt sich bei den Ergebnissen freilich meist um Betätigungen in gebundener Rede, um Äußerungsformen also, die Sie gelegentlich und sicherlich mit Recht «archaische» genannt haben, aber ich nehme an, bei meiner Dezennienfülle kann ich mir solch atavistische Vergnügungen grade noch erlauben. Ich darf wohl ein bescheidenstes Quentlein von der Entschuldigung auch für mich in Anspruch nehmen, die am Ende des vierten christlichen Jahrhunderts der große Symmachus[4] in seiner Verteidi-

gungsrede der noch heidnisch angehauchten Roma zubilligen lassen möchte! der Entschuldigung, «daß es alten Leuten anstehe, bei ihrer gewohnten Daseinsform zu verbleiben». Was dabei herauskommt ist freilich eine andere Frage. Ich habe sie gottlob nicht zu beantworten. Aber ich möchte doch bei Gelegenheit eine oder die andere Kostprobe Ihnen auftischen und Ihr Echo vernehmen. Zeit und Erlebnisse gehen sogar an Versen nicht spurlos vorüber.

Ein sonderbares doch auch ins Positive hinein erregendes Gefühl ist es, daß man jetzt Freunde, Gefährten, Folger über die ganze Welt hin gestreut weiß, fast jeden mit nächster Notdurft beschäftigt oder ringend, und alle doch, das spricht aus jeder Zeile, die mir zukommt, voller Pflichtgewissen, Viele guten Mutes, Mancher gedoppelter Kraft. Viel Gutes kann dennoch erwachsen aus alldem Gräuel, viel Zuwachs fürs Geistige Reich – unter welch fürchterlichen Opferhekatomben freilich wagt sich solches Hoffen hervor!

Hier muß ich abbrechen. Sie begreifen es zu gut. Und hören das Ungesagte, ja gradezu Unsagbare auch aus dem Schweigen heraus. Nehmen Sie, lieber Herr Mann, nochmals meinen ganz herzlichen Dank entgegen, ich füge ihm alle guten und ersprießlichen Wünsche an für Sie, für alle die Ihnen nahe sind, und für Ihr Werk!

Immer Ihr *Karl Wolfskehl*

Else Lasker-Schüler

Fraumünsterpost
postlagernd
Zürich
29. Mai 39.

Dear hochverehrungswürdiger Thomas Mann.
Ich bin so getrieben vom Leben – ich weiß gar nicht mehr, ob ich Ihnen wirklich schon mal nach New-York geschrieben? Ich bin wirklich nie ein Mensch gewesen, der den zweiten Menschen mit Bitten belästigte, den Künstler sicher nicht.

Ich hatte doch immer mal gehofft, daß Sie, verehrtester Thomas Mann und die noch sehr schöne Kalifentochter[1] mich mal nach Küsnacht eingeladen hätten; ich wünschte mir ja *so* sehr, Ihnen beiden meine Seele auszuschütten – wem hier sonst? – Ich bin so traurig denn immer mußte ich wie ein Tagelöhner herumlaufen. Dann hoffte ich mein Schauspiel[2] reiße mich heraus und ich saß dann aber wie nach einem Begräbniß lange Wochen. Nun seit Januar geht es etwas oder verhältnißmäßig viel besser. Ich bekomme auf unbestimmte Zeit 200 frc. Muß natürlich, da Miete nicht extra, jeden Ctm. erst überlegen auszugeben, *da* ich nicht mehr fähig zu betteln. Ich will *kurz* weiterberichten.

Nun sind noch 12 Luxusexemplare von meinem Buch: Das Hebräerland[3] vorhanden. Ich habe die Bilder von *mir* gezeichnet (Lithographien) – coloriert. *alle* 9 Stück. Und das in Seide gebundene Buch kostet 100 frc. Und ich habe *15* Bilder bunt gezeichnet zu verkaufen. orientalische Bilder darunter die 9 Originale meines Palästinabuchs.

Ich schrieb Mr. *Otto Kahn* New-York der mir einmal nach Berlin half, er möchte sie doch kaufen oder die 12 Luxusexemplare. Ich will so sagen, wenn man nie irgend etwas hat – z.B. mal nach Basel, wohin ich hätte schon fahren müssen, oder irgendwo, dann wird mal [sic] müde von Rechnung. Lieber, dear Thomas Mann, nun bitte ich Sie, fragen Sie Otto Kahn den Banquier. Vielleicht sagen Sie ihm, daß ich gut dichte. auch ein Indianer bin; immer ehrlich gekämpft habe. Ich sprach Madi[4] – 2 x. Sie sieht schön und gut aus. Und auch Klaus sprach ich; ich mag ihn *gut* leiden. Und vor paar Tagen traf ich im Laden Ihren zweiten Sohn, der gefällt mir auch. Am besten allerbesten den noch viel jüngeren großartigen Thomas Mann.

Ich grüße Sie, von
mir sehr verehrter
Thomas Mann mit dem
Indianerblutgruß meiner
Ader.

Jussuf Prinz
von Theben

Ich grüße
die Kalifen-
tochter.

Ein Zeichen

Ihre Pelzkum-
mermütze sehr schön

zu bewahrheiten *wie* traurig
ich bin.*

Sperrdruck: grün unterstrichen. * Mit Blut unterschrieben.

[Beilage zum Brief vom 29.5.1939:]
Tel-Aviv. 9.5.38.
Sehr geehrte Frau Lasker-Schüler.
Sie fragen mich nach meinem Urteil über Ihre Palästinabilder. Die Blätter geben in ihrer ganz eigenen Auffassung einen Begriff von dem besonderen Rhythmus dieses Landes und seiner Menschen, allerdings eines heute nur noch selten wahrnehmbaren Rhythmusses, der von dem täglichen Leben zugedeckt und entcharakterisiert wird, demjenigen aber das wirkliche Palästina weist, der in der Seele eines Volkes zu lesen versteht. Es sind daher keine Palästina-Illustrationen, sondern Palästina Erlebnisse, gesehen durch das Temperament einer Persönlichkeit und einer lyrischen Seele.
Ihr sehr ergebener Dr. Karl Schwarz

Dir Schwarz ist der Direktor vom Tel-Aviver Museum.
Ehemals in Berlin.

[Auf Umschlag:]
Ich vergaß die beiden Schreiben[5] einzulegen. Originale stehen zur Verfügung [Vorderseite].
Kann ja Klaus beide Schreiben event. zeigen wenn erwünscht [Rückseite].

Stefan Zweig

Lyncombe Hill,
Bath.
8. Dezember 1939

Verehrter Herr Professor,
Im allgemeinen soll man sich heute knapp fassen, aber eine derartige Außergewöhnlichkeit, wie sie Ihr Roman darstellt[1], den mir Bermann-Fischer schickte, erlaubt einen Bruch dieser Regel. Offengesagt hatte ich Ihrem Plan mit einer gewissen Bänglichkeit entgegengesehen. Aus Goethes Munde zu sprechen, seine Gedanken zu denken und seinem Leiblichsten innezuwohnen, bedeutete für jeden andern ein frevlerisches Unterfangen. Aber wie ganz großartig haben Sie das kaum zu Bewältigende bewältigt. Jenes Einfühlungswunder, das einstens Mariannen für ein paar kurze inspirative Liebesmomente geschenkt war, ist bei Ihnen in einen Geist- und Willensakt gesteigert, und so verläßlich sonst meine an Kippenberg geschulte Goethe-kenntnis sein möge, ab und zu gerate ich in Verlegenheit, wem ein bedeutendes, ja sogar unvergeßliches Erkenntniswort zuzuteilen, ob Ihnen oder dem Meister aller Meisterschaft. Welche Kunst der Spiegeltechnik nebstdem. Wie die Erscheinung reflektiert ist von allen Winkeln her, dem liebend aufgetanen des Enthusiasten und dem verkniffenen des Banausen, wie ihn der Schreiber sieht und wie der Schöngeist, und vor allem, wie der Sohn den schmerzlichen Druck der magnetischen Nähe erleidet, halb durch ihn erhoben, halb durch ihn niedergedrückt und sogar zerdrückt. Und wie der Goetheschen Spirale gleich, in immer enger umschließenden, immer mehr erhobenen Kreisen das Buch ansteigt bis zum kulminierenden Punkt – ein Werk vollkommener Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Was der «Tod in Venedig» als Novelle war, was Wagner im Essay, der «Zauberberg» als endgültige Zeitabrechnung, dies ist, für mich, rein formhaft gesehen, die «Lotte» im Roman. Ich bin sehr glücklich für Sie, daß Sie inmitten einer solchen Zeit die ordnenden, die schaffenden, die räsonnierenden Kräfte zu solcher Harmonie zu binden vermochten. Rein politisch gesehen, ist dies unpolitische Buch die schwerste Niederlage der zünftigen Schrifttumskammer und die denkbar edelste Absage an das Deutschland des Dritten Reiches zugunsten des unvergänglichen.

Immerhin, welcher kaum erträgliche Gedanke, daß die Millionen in den deutschen Grenzen von Ihrem wertvollsten Buche nichts wissen sollen. Wenn sie es dank der heutigen Umschulung auch nicht so sehr zu genießen wüßten wie wir Letzten, denen in Goethes Biographie auch das Kleingedruckte, jedes Jota und Tüpfelchen erinnerlich ist – sie könnten an diesem Buche doch den Begriff des Führertums umlernen und zurücklernen.

Von mir in diesem großen Zusammenhang kein Wort. Diese Zeilen sollten nichts als Brief und Glückwunsch sein

von Ihrem *Stefan Zweig*

Anmerkungen

Erika Mann, 19. 1. 1936

1) Leopold Schwarzschild (1891–1950), der Herausgeber des «Neuen Tage-Buchs», hatte am 11. 1. 1936 einen Artikel veröffentlicht, in dem er Gottfried Bermann Fischer als «Schutzjuden» des Nazi-Regimes bezeichnet und ihn verdächtigt, er wolle mit Goebbels' Einverständnis in Wien einen «getarnten» Exilverlag gründen. Thomas Mann ließ am 18. 1. 1936 mit Hesse und Annette Kolb zusammen in der «Neuen Zürcher Zeitung» einen *Protest* erscheinen, in dem Schwarzschilds Unterstellungen als ungerechtfertigt zurückgewiesen wurden. Schwarzschild hat sich später bei Gottfried Bermann Fischer entschuldigt (vgl. Gottfried Bermann Fischer: *Bedroht – bewahrt.* Frankfurt: S. Fischer 1967, S. 102f., und Gottfried Bermann Fischers Briefe vom 16. und 23. 1. 1936, *Briefwechsel*, S. 118ff.). – Schwarzschild kam im «Neuen Tage-Buch» vom 25. 1. 1936 auf den *Protest* vom 18. 1. 1936 zurück und forderte Thomas Mann auf, sich von Gottfried Bermann Fischers Plänen zu distanzieren und rückhaltlos für die Exilliteratur einzutreten.

Dies, unter anderem, war für Eduard Korrodi, den Feuilletonredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», der Anlaß, den Artikel *Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel* zu schreiben (26. 1. 1936). Am gleichen Tag erhielt Thomas Mann aus Amsterdam folgendes Telegramm:

bitten inständig auf Korrodis verhängnisvollen Artikel
wie und wo auch immer zu erwidern stop diesmal geht es
wirklich um eine Lebensfrage für uns alle

Klaus [Mann] und Landshoff

Thomas Manns offener Brief an Eduard Korrodi erschien am 3. 2. 1936 in der «Neuen Zürcher Zeitung». Er erklärte darin seine Solidarität mit der Exilliteratur. Diese Stellungnahme führte zum endgültigen Bruch mit dem Nazi-Regime. Am 2. 12. 1936 verlor Thomas Mann seine deutsche Staatszugehörigkeit.

Hesse, der den *Protest* vom 18. 1. 1936 mitunterzeichnet hatte, wurde am 27. 1. 1936 von Klaus Mann deswegen zur Rede gestellt. Er schrieb ihm darauf den folgenden – bisher unveröffentlichten – Brief (Durchschlag im Thomas Mann-Archiv):

Montagnola Ende Januar 36

Sehr geehrter Herr Klaus Mann

Sie haben meinen Brief etwas mißverstanden. Ich wollte Ihnen mitteilen, daß ich, beleidigt durch mehrere Wortführer der Emigration und von der Schmutzigkeit ihrer Kriegführung angewidert, mich als Kritiker aus einer so üblen Atmosphäre zurückziehe.

Keineswegs war es aber meine Absicht, Sie um Rat für mein ferneres Verhalten oder um Ihre Korrektur für meine Urteile über die heutige deutsche Literatur zu bitten.

In Ihrer Antwort an mich haben Sie das Unglück, lauter Töne anzuschlagen, die mir weh tun.

Sie werfen mir vor, ich reagiere auf die scheußlichen Angriffe Ihrer Partei zu «persönlich». Gewiß, ich habe stets «persönlich» und nie kollektiv und organisiert gelebt, und werde das weiter so halten.

Zugleich identifizieren Sie mich einfach mit der Zürcher Zeitung, deren gelegentlicher Mitarbeiter ich bin. Sie wissen so gut wie ich, daß ich auch an andern Blättern mitarbeite, z. B. der Basler Nationalzeitung etc.

Dann schreiben Sie von der «Gastfreundschaft» der Länder, in welchen Emigranten leben. Diese «Gastfreundschaft» in Anführungszeichen mag unter Emigranten ein beliebter und keineswegs unberechtigter Ausdruck sein. Mir gegenüber, einem Schweizer, der sich in hundert Fällen und mit großen Opfern vieler Emigranten und ihrer Not angenommen hat, ist dies Sichlustigmachen über unser ehrliches Mitleiden und unsre nicht ausreichende, aber herzliche Hilfsbereitschaft einfach eine Ohrfeige.

Sie geben zu, daß die Emigranten häufig allzu empfindlich seien, fordern aber Verständnis dafür, daß Sie wahrlich gute Gründe dazu haben. Nun, und warum sollen meine Gründe

weniger gut sein, wenn ich mich geohrfeigt und niederträchtig verdächtigt finde von Leuten, denen ich nie mit einem Wort weh getan, für die ich viele Opfer gebracht habe. Wenn die Emigranten Menschen sind und das Recht zu Menschlichkeiten haben, so bin auch ich ein Mensch und habe das Recht, an Beleidigung und Gemeinheit so viel einzustecken als ich eben vertragen kann. Wenn meine Verletztheit mich dazu triebe, nun gegen die Emigration Partei zu ergreifen, so hätten Sie recht. Aber ich tue ja nichts, als daß ich mich aus einer Tätigkeit zurückziehe, in der ich glaubte unter Kollegen zu sein, und wo man mir absichtlich und aus häßlichen Motiven weh getan hat.

Sie schreiben weiter von einer «Bermannerklärung», die Ihr Vater und ich signiert hätten. Es ist eine Erklärung in Sachen Bermann, die Ihr Vater verfaßt hat, und die ich, nach telefonischem Durchsprechen des Wortlautes, gebilligt und mitunterzeichnet habe.

Ich stehe nach wie vor zu dieser Erklärung. Der Kampf der Herren Bernhard und Schwarzschild gegen Bermann ist der Kampf von erbitterten Gegnern gegen eine gefürchtete Konkurrenz, ein Kampf um Geld und Existenz, und er wird von diesen Herren mit Mitteln geführt, gegen die ein anständiger Mensch keine Gegenmittel hat.

Ich muß Ihnen auch sagen, daß die Wirkung dieser Mittel eine zweifelhafte ist. Ich bekomme jetzt viele Briefe von Lesern, z.B. von Schweizern, die ihre Abonnemente auf die Emigrantenblätter sofort abbestellen wollen, und bei einigen werde ich Mühe haben, sie auch ferner zur Hilfsbereitschaft in Emigrantenfragen zu bewegen.

Jedenfalls: hier in der Schweiz hat in meinen Kreisen, die sich freundlich und hilfsbereit zu den Emigranten verhielten, das Manöver gegen Bermann, Ihren Vater und mich den Emigranten sehr geschadet.

Ihren Ratschlägen werde ich nicht folgen, sondern meinem Herzen, und wenn ich im Gefühl des Verletztseins einen Fehler begehen sollte, so wird es, wenn das Blut sich beruhigt hat, wieder gutgemacht werden.

Meine Erfahrung in diesen Sachen ist nicht mehr jung. Ich habe im Krieg, während Herr Bernhard glühende Konjunkturartikel schrieb, einige wenige Literaten nicht bloß schwatzen hören, sondern sich bewähren sehen, dazu gehörte die jetzt von Bernhard verdächtigte Annette Kolb, und Romain Rolland, die Freundschaft mit den beiden war das einzige Gute, was die schauerlichen Kriegsjahre mir gebracht haben. Später, nach dem Krieg, kam Ihr Vater hinzu, das sind drei Kollegen, auf die ich stolz bin, die ich liebe und hochschätze, und die mir sehr viel mehr bedeuten als ganze Parteien und Cliquen. Es wird uns stets die Rolle zufallen, als Don Quichotes belächelt oder von Gegner[n] im Kampf der Meinungen mit der Waffe der Lüge und Brutalität zum Schweigen gebracht zu werden. Aber diese gelegentlichen Begegnungen mit der Welt und den Kampfmitteln unsrer Gegner bedeutet in unsrem Leben nicht so viel wie die Gegner meinen.

Was den Verlag Fischer betrifft, so möchte ich hinzufügen: mein Eintreten für Bermann war das Eintreten für einen Freund, der von Räubern überfallen wird. Ob Bermann als Verleger einzelne Fehler mag begangen haben, weiß ich nicht, ich kenne ihn anders als seine Konkurrenten ihn kennen. Persönlich werde ich durch das Gelingen oder Mißlingen von Bermanns Plänen übrigens nicht berührt. Wenn er den Verlag Fischer verkauft, so gehen meine Bücher und Verträge mit an den Käufer über. Irgend welche geschäftlichen Vorteile oder Nachteile habe ich also vom Endergebnis dieses häßlichen Kampfes der Konkurrenz gegen B. nicht zu erwarten.

Es ist nun genug. Ich wollte Ihren Brief nicht ohne Antwort lassen. Wenn die jetzigen Streitereien vorüber sind, begegnen wir uns vielleicht irgend einmal wieder.

Mit Grüßen Ihr
[Hesse]

Dem Durchschlag dieses Briefes lag eine maschinengeschriebene Notiz Hesses bei:

Infolge der heftigen Angriffe, welche die Emigrantenpresse in Prag und Paris gegen mich richtete, schrieb ich an den Sohn von Thomas Mann in Amsterdam, daß ich jetzt meine Berichte über die Bücher von Emigranten einstelle und bitte mir keine Bücher mehr zu schicken. Darauf bat er, ohne aber von jenen Angriffen gegen mich und seinen Vater abzurücken, ich möchte auch weiter als Kritiker wie bisher tätig bleiben. Beiliegende Copie war meine Antwort an ihn. H.

2) Es handelt sich wohl um einen Brief an das Friedenspreis-Comité in Oslo, mit der dringenden Bitte, den Friedensnobelpreis 1936 an Carl von Ossietzky zu vergeben; der Brief wurde im Herbst 1935 abgeschickt und am 31.10.1935 René Schickele mitgeteilt (vgl. *Briefe* I, S. 401). Offenbar zunächst nicht zur Publikation vorgesehen, erschien er zuerst in schwedischer Übersetzung am 11.7.1936 in «Göteborgs Handels-och Sjöfartstidning» unter dem Titel *Nobelpriset och Carl von Ossietzky* (vgl. Kurt R. Großmann: *Ossietzky. Ein deutscher Patriot.* München: Kindler 1963, S. 397ff.). Vgl. ferner Thomas Manns Brief zum Urteil des Reichsgerichtes, Leipzig, im Weltbühnen-Prozeß gegen Carl von Ossietzky, datiert 10.1.1932 (Die Weltbühne, Jg. 28, Nr. 20, Berlin, 17.5.1932, S. 741–742). Der Brief ist an Dr. Alfred Apfel, den Verteidiger Ossietzkys, gerichtet. Ferner: *Zum Tode Carl von Ossietzkys* (am 4. Mai 1938). Deutsches Volksecho, New York, 14.5.1938. – *Carl von Ossietzky und die «Weltbühne»*. Die Weltbühne, N.F., Jg. 4, Nr. 43, Berlin, 26.10.1949, S. 1313–1314.

3) Vgl. Kurt R. Großmann: *Ossietzky. Ein deutscher Patriot.* München: Kindler 1963, S. 402ff.

4) s.s. [Armin Kesser]: *«Henri Quatre» oder «das andere Deutschland»*. Neue Zürcher Zeitung, 24.11.1935.

5) Brief vom 29.11.1935 an Eduard Korrodi (Br. I, 404–405):
Ihre *Bitte*, lieber Freund, war erfüllt, bevor Sie sie aussprachen. Ich sollte mich an einer Aktion gegen die Kritik des kleinen Kesser beteiligen oder auch nur für möglich halten, man könnte mit einem solchen Vorschlag an mich herantreten? Wo denken Sie hin! Vor allen Dingen ist ja diese Kritik selbst ein internum helveticum, und auf *meine* Tabu-Scheu kann sich die Schweiz verlassen. Allerdings wird der Fall dadurch etwas kompliziert, daß der Verfasser selbst Emigrant ist; und ihm, meinem Landsmann, der zu Hause sehr, sehr links, wohl eigentlich bei den Kommunisten stand und der nun also für die N.Z.Z. über große Literatur schreiben darf, – ihm werde ich meine Meinung ja zu verstehen geben dürfen, indem ich ihn nicht mehr sehe. Von dem Hauptgegenstand ganz abgesehen, fand ich seine Art, sich von seinen Schicksalsgenossen zu distanzieren, gelinde gesagt überheblich. Die deutsche Emigration, von der die Schweiz schließlich ja nur eine ganz kleine Personenzahl auf ihrem Boden zu dulden hat, ist nach Gesinnung, Begabung und menschlichem Gewicht viel zu ungleichartig als daß man in einem hin über sie urteilen könnte. Aber Eines verbindet sie eben doch, nämlich, daß alle ihr Zugehörigen Opfer *dieses* Regimes sind (eine Ehre, die nicht jedem Einzelnen ganz zu Gesichte stehen mag) und, sehen Sie, auch das ist für mich eine Art von Tabu, das ich scheue, und ich verstehe nicht ganz die gewisse Härte oder sagen wir sogar: den gewissen Ekel, die in Ihrem Empfinden für diese Menschenklasse unverkennbar einschlägig sind. Liegt nicht in dem Gefühlsurteil: «Ein Mensch, der mit seiner Regierung zerfallen ist, ist eine Existenz, vor der es dem Reinen schaudert» – etwas Mesquines, das man zu korrigieren suchen sollte? Denn um welche Regierung handelt es sich! – Der Name des politischen Emigranten war ein Ehrentitel in Zeiten, die nicht halb so viel moralischen Anlaß gaben, ihn so aufzufassen, wie die heutigen. Was ist aus der Welt geworden!

6) Annette Kolb.

7) Vgl. *Thomas Mann. Briefwechsel mit seinem Verleger Bermann Fischer 1932–1955.* Hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt: Fischer 1973, S. 689: «Das erste Heft dieser von Klaus Mann im Querido Verlag, Amsterdam, herausgegebenen Zeitschrift, die sich bemühte, einen Ersatz für die ‹Neue Rundschau› zu schaffen, war im September erschienen. Es enthielt einen polemischen politischen Aufsatz Heinrich Manns, aber keinen Beitrag Thomas Manns. Doch war Thomas Mann auf dem Ankündigungsprospekt der Zeitschrift unter den künftigen Mitarbeitern genannt. Auf Drängen des S. Fischer Verlags desavouierten drei Autoren des Verlags, Thomas Mann, René Schickele und Alfred Döblin, Klaus Manns ‹Sammlung›. Thomas Mann telegrafierte: ‹Kann nur bestätigen daß Charakter erster Nummer Sammlung ihrem ursprünglichen Programm nicht entspricht› und schrieb dem Verlag anschließend: ‹Ergänzen Sie meine Erklärung logischerweise dahin, daß mein Name von der Liste getilgt wird – denn darauf läuft sie hinaus.›» Ergänzend schreibt Peter de Mendelssohn: «Nachdem die von Alfred Rosenberg geleitete Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums am 10. Oktober 1933 im ‹Börsenblatt für den deutschen Buchhandel› die ‹Sammlung› und ihre Mitarbeiter massiv angegriffen hatte, übergab Gottfried Bermann Fischer die Erklärungen dem ‹Börsenblatt› zur Veröffentlichung. Sie erschienen am 14. Oktober 1933, und die Reichsstelle nahm daraufhin ihren Vorwurf zurück. Am 19. Oktober 1933 erfolgte in der Wiener ‹Arbei-

ter-Zeitung› ein weiterer Angriff gegen Thomas Mann in dieser Angelegenheit. Thomas Mann erwiderte darauf am 25. Oktober in einem offenen Brief an diese Zeitung, der am 15.11.1933 in ‹Neue deutsche Blätter›, Prag, und am 1.12.1933 in ‹Das blaue Heft›, Wien, veröffentlicht wurde.» Der Text dieser Erwiderung ist bei de Mendelssohn auf S. 650 abgedruckt. – Vgl. ferner Klaus Manns Brief vom 21.8.1933 (Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, Nr. 13, Zürich 1973, S. 18f.).

Erika Mann, 26.1.1936

1) Der Brief ist uns nicht erhalten.

2) Rudolf Olden (1885–1940), Schriftsteller und Jurist (Verteidiger Ossietzkys im «Weltbühne»-Prozeß), ertrank beim Untergang der torpedierten «City of Benares»; Monika Mann, die sich auf dem gleichen Schiff befunden hatte, wurde gerettet. Es handelt sich vielleicht um den nur in Auszügen veröffentlichten Brief vom 14.5.1934 (s. Matthias Wegner: *Exil und Literatur*. Frankfurt a.M.: Athenäum ²1968, S. 114f.).

3) Stefan Zweigs Bücher erschienen seit 1934 bei Reichner in Wien.

4) Emil Ludwig publizierte seit 1934 bei Querido, Amsterdam.

5) Gottfried Bermann Fischer verhandelte im Januar 1936 mit dem Verlag William Heinemann in London im Hinblick auf die Fusionierung beider Verlage. Vgl. Gottfried Bermann Fischers Brief vom 16.1.1936 an Thomas Mann (*Briefwechsel*, a.a.O., S. 716).

6) Vgl. Anm. 4 zum Brief Annette Kolbs vom 23.11.1934 (Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, Nr. 14, Zürich 1974, S. 12). Einige der wichtigsten NZZ-Berichte und -Besprechungen seien hier wiedergegeben.

Besprechung vom 5.11.1935 (Nr. 1985):

Die Pfeffermühle

At. Kritiker, wie hast du ein schweres, abseitiges Amt: wenn einer heult, weil man ihm in die Finger schnitt, so ist es der Kritiker, der sagen muß: dies ist noch kein Lied. Und zu den Pfeffermühleleuten muß er sagen: Euer Schmerz und euer Groll, daß man euch die Heimat unter den Füßen wegnahm, ist des großen Mitleids wert, aber eure Songs werden bisweilen hart, nackt und spitzig. Eure frühere, zehnmal gesegnete schöne Resignation soll nicht ganz ins garstig politische Lied umschlagen. Ihr singt's euch von der Galle, statt vom Herzen weg. Manchmal singt ihr politische Leitartikel. Vergeßt das Formulieren nicht. Dichtet aus der Distanz und nicht aus der Dissonanz. Denn ihr könnt es.

In euren letzten Programmen habt ihr Zustände angegriffen, jetzt greift ihr Personen an. Wie voll hat die Giehse früher die Dummheit dargestellt, das war wie eine versaftigte Zeichnung von Rops, jetzt stellt sie des Fischers Fru dar, aber dieses Fischers Fru ist nichts anderes als ein bestimmter Staatsmann. Ihr hackt nicht auf den Zustand, sondern auf einen Namen ein. Wie tagespolitisch seid ihr da und dort geworden, statt zeitpolitisch.

Dem Teil eures Programms geben wir nach wie vor, heute und immerdar den Kranz, der mehr Andeutung als Hieb, mehr Umschreibung als Fußtritt, mehr Französisch als Emigrantendeutsch geblieben ist. Wie schön beginnt ihr auf dem Bretterbühnchen im weißen Stukkaturenraum des Kursaales euer Programm. Zweierlei Reiselieder: während das Fräulein vom Reisebureau, ach, so weit reisen möchte als Cook und die Welt reichen, tönt von einem pessimistischen Urian die Klage über die Paragraphen des Grenzübertritts zurück: nichts setzt dem Reisen heute so sehr Grenzen, wie die Grenzen ... Dann das Bild von der Bitternis des Erfinders, den die Nutznießer übers Ohr hauen. Ein «Brief» von Klaus Mann ist von rilkescher Gehobenheit und keiner ist im Zweifel, daß dies der bitterschöne Brief unserer Generation ist. Das «Stimmungsbild» zeigt Wien, wie es ist und nicht ißt. In die Stimmungssängerei fällt die Dissonanz von Maschinengewehren. Der Fiakermann, die süße Gspusi und der Schusterjung haben eine Runzel ins Gemüt bekommen und die Cookschen Reisenden fliehen diese kühle Gruft der Romantik, wiewohl man hier immer noch auf den Barockruinen Mozart spielt.

Der zweite Programmteil heißt: «Lauter Märchen». Die Jugend von heute zeigt uns, daß sie die Märchen von ehedem in diesen Tagen wieder bestätigt findet, nur in einem

traurigen Sinne. Wenn heute Märchenträume sich erfüllen, hört das Märchen auf, sagen diese Bilder. Hans im Glückens Traum, einmal von der bösen Arbeit frei zu sein, ist heute in Erfüllung gegangen. Nun hat er seine Arbeitslosigkeit, nun hat er sie. Da ist auch das Bild von der Hexe mit der Nase, die keines deutschen Zuchtwartes Freude wäre. Die Hexe, die der Spuknapf der Welt war, ist heute von dem Volk Ahasvers abgelöst worden.

Noch immer ist das Ensemble um den so zauberhaft lächelnden und so aggressiv dichtenden Mädchenjüngling Erika Mann ein schönes sympathisches Kollektiv geblieben, mit einem Herzen und einer Tendenz. Die Giehse, eine Tragödin des Überbrettls, mit Gesten, als ob sie stets Tonnen umarmte, voll, saftig, eine dämonische Matrone, die das, was andere von sich brüllen, mit einer wundervollen Heiserkeit in den Saal schickt. Sybille Schloß, eine schlanke Spitzigkeit mit echtem poetischem Glanz. Igor Pahlen spricht stahlklar, er stört die Linie nicht mit falschen Nuancen. Auch Heinrich Ortmaier ist souverän. Hans Slenka ist wie ein Wandervogelbursch, den es in die Rezitation verschlug: einen Rausch gibt er zu sehr als Rausch, zu wenig als Räuschgen. Magnus Henning, der talentierte Chansonkomponist, und Werner Kruse sitzen an den Flügeln. René Guggenheims Bühnenbilder haben kleine, sinnige Einfälle.

Bericht vom 18.11.1934 (Nr. 2065):

Frontistische Tumultszenen in Zürich

▽ Gegenwärtig gastiert in dem kurz vor der Versteigerung stehenden *Kursaal* in Zürich das von Erika Mann geleitete, sich in der Hauptsache aus deutschen Emigranten rekrutierende *Kabarett «Pfeffermühle»*. Die Vorstellungen – über deren ethischen Gehalt kann man geteilter Meinung sein – sind überaus gut besucht, und zwar in der Hauptsache von Leuten, die weniger des literarischen Gehaltes als der Tendenz der Darbietungen wegen dem Ensemble treue Gefolgschaft leisten.

Im Freitag-Vorverkauf der *Eintrittskarten* fiel es auf, daß die billigeren Platzkategorien sozusagen *blockweise* und zwar von wenigen Leuten gekauft wurden. Es kam dadurch der Verdacht auf, es könnte möglicherweise eine Störung der Vorstellung geplant werden, weshalb die *Stadtpolizei vorsorgliche* Maßnahmen traf, indem sie verschiedene Detektive in den Kursaal zur Überwachung der Vorstellung beorderte und auf der städtischen Hauptwache ein größeres Detachement von Uniformmannschaft bereitstellte. Die Vorstellung war ausverkauft und konnte normal beginnen. Nachdem einige Szenen bereits gespielt worden waren, hob ein Zischen und leises Pfeifen, vermischt mit ebenfalls sehr schwer zu vernehmenden Pfuirufen an. Doch die Vorstellung ging ihren gewohnten Gang. Doch plötzlich – wie auf Verabredung – setzte *gewaltiger Lärm* ein, Pfuirufe wurden hin und her geworfen, auch Injurien dazu. Die im Saal anwesenden Detektive griffen einige der Krakeeler aus dem im Entstehen begriffenen Getümmel, doch nützte diese Vorkehrung angesichts der kritischen Sachlage nichts, entstand doch nun im Saal ein unglaublicher Wirrwarr, bei dem Tische und Stühle umgeworfen, Tassen und Gläser zerschlagen und den Gästen die Kleider beschmutzt wurden.

Je größer der Lärm und das Handgemenge, desto dreister wurden die Demonstranten, die sich nicht damit begnügt hatten, ein allgemeines Chaos inszeniert zu haben, sondern die auch noch *Tränengasbomben* im Saale herumwarfen. Die Haupträdelsführer wurden durch die Polizei gepackt und aus dem Saal gewiesen. Als die Detektive die Störenfriede aus dem Hause geworfen hatten, rückten plötzlich eine *Menge junger Leute* in der Stärke von 80 bis 100 Personen an, die Anstalten trafen, den Kursaal mit Gewalt zu erstürmen und ins Hausinnere einzudringen. Die Polizisten verwehrten aber den Einlaß: ohne irgendwelche Veranlassung prasselte plötzlich ein *Steinhagel* gegen die Detektive, die sich ihrer Angreifer nur dadurch erwehren konnten, daß sie die Pistole zogen und eine drohende Haltung gegen die Menge einnahmen. Ein Detektiv wollte mit seiner Handfeuerwaffe einen *Schreckschuß* abgeben; in diesem Augenblick wurde er von einem Demonstranten angestoßen, so daß der Schuß in nicht gewollter Richtung losging und einen Demonstranten namens *Scheiwiler*, der in dem seinerzeit auf Kaufmann Denner verübten Überfall eine gewisse Rolle gespielt hatte, in den *Kopf traf* und ihn derart verletzte, daß er ins Kantonsspital übergeführt werden mußte. Scheiwiler wurde durch die Kugel der Hut durchbohrt und sowohl die Schädelschwarte als auch der Schädelknochen durch diesen Streifschuß verletzt. Lebensgefahr besteht nicht.

Sofort nach Ertönen des Schusses traten die Demonstranten den Rückzug an und trafen sich außerhalb des Kursaalareals wieder auf der Straße. Einzeln und im Sprechchor ertönten die den deutschen Judenverfolgungsszenen entlehnten Rufe, wie: «Hinaus mit den Juden!» «Juda verrecke!» und dergl. Eine des Weges kommende Bureaulistin wurde von einem Demonstranten angerempelt. Der junge Mann gab der Ahnungslosen kurzerhand einen Fußtritt mit der Bemerkung, es handle sich bei dieser Frau ja doch um eine Kommunistin. Insgesamt nahm die Stadtpolizei 24 *Verhaftungen* vor; die Verhafteten gestanden, der «*Nationalen Front*», der *Heimatwehr* und der «*Neuen Schweiz*» anzugehören. Schlagringe wurden auf den Inhaftierten nicht gefunden, dagegen bei einzelnen sog. Zehnlochschlüssel, ein nicht unter das Waffenverbot fallendes Instrument, mit dem sich gut dreinschlagen läßt und das vollkommen die Eigenschaften eines Schlagringes besitzt. Ein Demonstrant hatte sogar ein Stellmesser, ein Stilett auf sich.

Interessant ist, feststellen zu können, daß der ganze *Überfall* auf den Kursaal *planmäßig vorbereitet* gewesen ist. Die Frontisten und sonstigen «nationalen Erneuerer» hatten – dafür liegen Beweise vor – sozusagen mit der Uhr in der Hand die einzelnen Phasen des Tumultes inszeniert. Festgestellt ist ferner, daß gleichzeitig in Winterthur eine Frontveranstaltung stattfand; daran beteiligten sich die Zürcher Frontisten mit vier Camions. Die Leute des einen, nach Winterthur gefahrenen Wagens, nahmen dann an den Zürcher Krawallszenen teil. In Zürich-Außersihl aber tagten ebenfalls am Freitagabend die Zürcher *Kommunisten*. Selbstredend erhielten auch sie Wind von den Vorfällen im Kursaal und beorderten ihrerseits ihre Leute an den Schauplatz politischer Verwirrung. So kam es, daß Frontisten und Kommunisten ungewollt *gemeinsame Sache* machten und Stellung gegen die Polizei bezogen.

Wollen wir nicht einen Terror schlimmster Sorte heraufbeschwören, dann ist es an der Zeit, den Leuten, die mit diesen Auftritten mehr wollen als eine Idee verfechten, zu erklären, daß ein derartiges Benehmen einer auf nationaler Grundlage stehenden Bewegung unwürdig ist. Das Straßenrowdietum war bis jetzt das Privileg kommunistischer Desperados. Haben die Frontleute ihr System von jenen Leuten übernommen?

Kommentar vom 18.11.1934 (Nr. 2069):

Frontistische Radaupolitik

Die Frontenbewegung ist seinerzeit in Zürich unter der Parole «Ordnung im Staat» gestartet. Anderthalb Jahre Frontenpolitik haben gezeigt, daß dieses angebliche Eintreten für die Ordnung sich in der Praxis als eine Vermehrung der Ordnungsstörungen auswirkt. Indem die frontistischen «Erneuerer» die Methoden jener Parteien kopieren, die sie bekämpfen und überwinden wollen, sind sie selbst zu ordnungsstörenden Elementen geworden und begünstigen die Ausartung der Politik in das *Faustrecht* der *Straße*. Ihr angeblicher Kampf gegen den Marxismus läuft praktisch so und so oft in die Unterstützung der Angriffe der Todfeinde des bürgerlichen Staates hinaus; die Extreme links und rechts berühren sich nicht nur in Methode und Mentalität, sondern sie können sogar im Widerstand gegen die zum Schutze der Ordnung eingreifende Staatsgewalt gemeinsame Sache machen. Das ist anscheinend am Freitagabend bei der frontistischen Störungsaktion gegen das Kabarett «Pfeffermühle» geschehen, und man wird die Bedeutung dieser als Symptom schwerwiegenden Tatsache richtig zu würdigen wissen, wenn man sich daran erinnert, daß in Deutschland die Demokratie zwischen den staatsfeindlichen Extremen links und rechts buchstäblich zerrieben worden ist.

Die Analogie mit den deutschen Zuständen vor der Machtergreifung durch Hitler erschöpft sich nicht in dieser Tatsache des praktischen Zusammenwirkens politisch entgegengesetzter Bewegungen in der Stellungnahme gegen die Polizei. Was sich am Freitagabend zutrug, hätte in jedem Einzelzug in einer deutschen Großstadt in der Kampfzeit des Nationalsozialismus passieren können. Die Frontisten, die gegen die «Niederträchtigkeiten» eines Emigranten-Kabaretts mit Radaumethoden Stellung zu nehmen sich berufen fühlten, traten für Belange des deutschen Nationalismus ein: auch die antisemitischen Kampfrufe, das von einzelnen Demonstranten geübte politische Kinderspiel des Anklebens von Hakenkreuzmarken, tragen das Kennzeichen deutscher Importware. Es wird der «Nationalen Front», die offenbar bei dieser Aktion eine führende Rolle gespielt hat, nicht viel nützen, wenn ihr Organ nachträglich gewisse Exzesse auf das Konto anderer Teilnehmer, speziell des «Volksbundes», zu schieben versucht. Das «Front»-Blatt verrät die Gesinnung, von

der diese Aktion inspiriert war, allzu deutlich, indem es schreibt, daß die Polizei sofort erschienen sei, «um das Emigrantengesindel gegen die schweizerische *Selbsthilfe* in Schutz zu nehmen». Daß die Organe der Staatsgewalt die Ruhe und Ordnung gegen jedermann und gleichgültig zu wessen Gunsten schützen müssen, geht den Bewunderern des deutschen Nationalsozialismus nicht ein; sie haben von der Idee des schweizerischen Rechtsstaates nichts begriffen und halten es mit jenem Staatsmann des Dritten Reiches, der einst erklärt hat, daß seine Polizei nicht dazu da sei, um jüdische Geschäftshäuser zu schützen. Tränengas und Steine (die Front spricht mit einem herzigen Diminutiv nur von «Kieselsteinchen») gehören nach frontistischer Auffassung zu den legitimen Waffen einer legitimen «schweizerischen Selbsthilfe» gegenüber ausländischen Künstlern, die mit der Kritik des deutschen Nationalsozialismus das nationale Gefühl seiner schweizerischen Nachbeter verletzen.

Eine unparteiische Untersuchung wird die Vorgänge vom Freitagabend gründlich abzuklären haben; das eine freilich steht jetzt schon fest, daß es sich bei der Aktion der Leute von der «Nationalen Front», des «Volksbundes», der «Heimatwehr» usw. um einen planmäßigen, organisierten Radau gehandelt hat. Das entschiedene Eingreifen der Polizei ist zu begrüßen; eigentlich sollten ihm auch die Frontisten, die doch Befürworter einer Politik der starken Hand in allen Lebenslagen sind, begeisterten Beifall zollen, anstatt in ihrem Blatte so unheroisch über den Waffengebrauch durch einen der bedrohten Polizisten zu lamentieren. Die große Mehrheit der Bevölkerung wird jedenfalls damit einverstanden sein, daß die Polizei ihren Willen zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach jeder Seite, unbekümmert um Parteifarbe und Knopflochschmuck, durch energisches Handeln unmißverständlich zum Ausdruck bringt. Wir dürfen bei uns nicht Zustände einreißen lassen, wie sie in dem Lande bestanden haben, um dessen heutiges Regime am Freitagabend der Kampf mit Songs, Tränengas und Steinen gegangen ist.

Was wir von dem Objekt der frontistischen Radaupolitik, der «Pfeffermühle» selbst halten, ist in diesem Blatte anläßlich der Besprechung des letzten Programms gesagt worden und braucht nicht wiederholt zu werden. Nur eine Bemerkung allgemeiner Natur sei beigefügt: *Takt* ist eine wertvolle Eigenschaft, deren Vorhandensein in einem bestimmten Verhältnis zu der Möglichkeit von Reibungen und Konflikten steht, zu denen der Aufenthalt und die Betätigung aus ihrem Heimatlande ausgewanderter Personen auf schweizerischem und speziell auch zürcherischem Boden Anlaß geben kann. Es wäre zu wünschen, daß man (wir wollen das Wort trotz der Verlockung nicht mit zwei n schreiben) in Zukunft dieser leicht erfaßbaren Relation mehr Beachtung schenken würde, als es in letzter Zeit auf Kabarett- und andern Bühnen geschehen ist.

Weitere Berichte sind in Nr. 2073 (19.11.1934), Nr. 2076 (19.11.1934), Nr. 2079 (19.11.1934), Nr. 2082 (20.11.1934), Nr. 2084 (20.11.1934), Nr. 2124 (21.11.1934), Nr. 2088 (21.11.1934), Nr. 2106 (23.11.1934), Nr. 2116 (25.11.1934) erschienen. Vgl. auch W.M.: *Neue Kundgebung vor der Pfeffermühle.* Die Front, Nr. 225, Zürich, 22.11.1934.

7) Vgl. Anm. 3 zu Klaus Manns Brief vom 21.8.1933 (Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, Nr. 13, Zürich 1973, S. 18f.) und Anm. 7 zu Erika Manns Brief vom 19. 1. 1936.

Ernst Weiß, 4.2.1936

1) *Ein Brief von Thomas Mann* (an Eduard Korrodi). Neue Zürcher Zeitung, 3.2.1936.

2) Der Brief ist uns nicht erhalten.

3) Ernst Weiß: *Der arme Verschwender.* Amsterdam: Querido 1936.

4) Als nächstes Werk von Weiß erschien *Der Verführer.* Zürich: Humanitas Verlag 1938.

Else Lasker-Schüler, 15.2.1936

1) Thomas Mann hatte Else Lasker-Schüler am 10. 2. 1936 geschrieben (ungedruckt, Thomas Mann-Archiv): «Ein Tag, schön und bedeutend für die Dichtung, steht bevor, Ihr sechzigster Geburtstag. Nehmen Sie freundlich auch meine Glückwünsche an zu Ihrem Werk und zu Ihrem feierlich gehobenen Leben, das ich immer mit Freude und Ehrerbietung betrachtet

habe!» – Das Wort sechs ist (von der Lasker-Schüler) gestrichen und mit einer 4 überschrieben. In Wirklichkeit war sie am 11.2.1936 bereits 67 Jahre alt.

2) Katja Mann.

Arnold Zweig, 28.2.1936

1) Gemeint sind die Bemerkungen Kurt Tucholskys (1890–1935) in seinem Brief vom 15.12.35 an Arnold Zweig, der unter verfälschenden Kürzungen dann von der «Neuen Weltbühne» am 6.2.1936 veröffentlicht wurde. Tucholsky warf Mann vor, daß er, obwohl Nobelpreisträger, seine Bücher noch im Nazi-Deutschland verlege und auch gegen die Vorgänge in Deutschland seine Stimme nicht erhebe. Vgl. Kurt Tucholsky: *Ausgewählte Briefe 1913–1935*. Herausgegeben von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Reinbek: Rowohlt 1962, S. 333–339. Am 21.12.35 starb Tucholsky in Hindås, Schweden, an dem Gift, das er zwei Tage zuvor eingenommen hatte.

2) Vgl. Anm. 1 zu Erika Manns Brief vom 19.1.1936. Korrodi wandte sich in seinem Artikel *Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel* gegen Schwarzschilds Behauptung im «Neuen Tage-Buch», die ganze zeitgenössische deutsche Literatur sei ins Ausland transferiert worden: «Was ist denn ins Ausland transferiert worden? Etwa die deutsche Lyrik, die Herrlichkeiten der Gedichte Rudolf Alexander Schröders? Wir wüßten nicht *einen* Dichter zu nennen.»

3) Leopold Schwarzschilds Artikel gegen Gottfried Bermann Fischer im «Neuen Tage-Buch» vom 11.1.1936.

4) Hauptgestalt in Gottfried Kellers Novelle *Die mißbrauchten Liebesbriefe*.

5) Albert Ehrenstein (1886–1950): Schriftsteller. Lebte seit 1932 in der Schweiz, emigrierte 1941 nach den USA.

6) Vgl. Anm. 1 zu Klaus Manns Brief vom 21.8.1933 (Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, Nr. 13, Zürich 1973).

7) Arnold Zweig: *Erziehung vor Verdun*. Amsterdam: Querido 1935.

8) Emigrantentreffpunkt vom Sommer 1933. Vgl. Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, Nr. 13, Zürich 1973, Einführung, S. 6.

9) Arnold Zweig: *Einsetzung eines Königs*. Amsterdam: Querido 1937.

10) Arnold Zweig: *Der Streit um den Sergeanten Grischa*. Potsdam: Kiepenheuer 1928.

11) Vgl. Anm. 7.

Benedetto Croce, 1.3.1936

1) Es handelt sich offenbar um ein Glückwunschtelegramm zu Croces 70. Geburtstag am 25.2.1936.

2) In La Critica, no. 34, Napoli 1936, S. 76, hat Croce folgende Stellen aus *Meerfahrt mit Don Quijote* abgedruckt:

Da un nuovo libro di Thomas Mann.

«Dite quel che volete: il *Cristianesimo*, questa fioritura del giudaismo, resta uno dei due pilastri fondamentali su cui riposa la civiltà occidentale, e l'altro dei due è l'antichità mediterranea. Rinnegare uno di questi due fondamenti della nostra moralità e cultura, o rinnegarli tutti e due da parte di un qualsiasi gruppo della società occidentale importerebbe un uscir fuori da questa civiltà e uno strappo violento (che, del resto, grazie a Dio, non è eseguibile) dallo *status* umano verso non si sa che... Tempi sconvolti come i nostri, che inclinano a scambiare quello che è particolare di un'età con l'eterno (per esempio, il sistema liberale con la libertà), e a buttar via il bagno col bambino dentro, sollecitano ogni spirito serio e libero, che non sventola a ogni vento del tempo, a ritornare sui principii, a ripigliarne consapevolezza e, saldamente fondato in essi, a combattere. La critica che il secolo esercita sulla moralità cristiana (prescindendo, beninteso, dai dommi e dalla mitologia), le correzioni che propone per conformarle al sentimento vitale, possono sembrare veramente grandi; eppure sono movimenti superficiali e punto non toccano quel che sta nel profondo e che veramente condiziona, determina e lega: la cristianità culturale dell'uomo occidentale, acquistata una volta e da non potersi mai più perdere.»

Ancora:

«Checchè possano dire i pessimisti storici: l'umanità ha una coscienza, e sia pure una coscienza estetica o del buon gusto. Essa certamente s'inchina innanzi al successo, al *fait accompli* dalla forza, indifferente di come ciò sia accaduto; ma, in fondo, non dimentica mai quello che umanamente è brutto, la violenza e l'ingiustizia e la brutalità, e, in definitiva, senza la sua simpatia nessun successo di forza e di abilità si può sostenere.»

(Thomas Mann, *Meerfahrt mit Don Quijote:* in *Leiden und Größe der Meister*, Berlin 1935, pp. 251–2, 224–5.)

Ernst Weiß, 11.4.1936

1) Vgl. Anm. 3 zum Brief von Ernst Weiß vom 4.2.1936. – Thomas Mann empfahl Gottfried Bermann Fischer am 10.7.1938, den Roman in die «Forum-Bücher» aufzunehmen (*Briefwechsel*, a.a.O., S. 162f.).

2) Als erstes Werk von Ernst Weiß erschien: *Die Galeere*. Roman. Berlin: Fischer 1913.

Elias Canetti, 25.4.1936

1) Thomas Manns Antwort auf die Zusendung der *Blendung* ist uns nicht erhalten (vgl. Canettis Brief vom 29.10.1935 in «Blätter der Thomas Mann Gesellschaft», Nr. 14, Zürich 1974, S. 22f.).

2) Thomas Mann hielt am 8.5.1936 in Wien seinen Vortrag *Freud und die Zukunft* im «Akademischen Verein für medizinische Psychologie»; am 5./6. und am 13./14. Juni weilte er noch einmal in Wien. Am 14. Juni besuchte er Freud am Krankenbett in Grinzing, um ihm seinen Vortrag vorzulesen. Ob es zu einer Begegnung mit Canetti gekommen ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Arnold Zweig, 28.4.1936

1) Vgl. Brief Arnold Zweigs vom 28.2.1936 und Anm. 2 zum Brief von Elias Canetti vom 25.4.1936.

2) Arnold Zweig berichtete Freud über diese Autofahrt und ihre Folgen bereits am 2.3.1936 (Sigmund Freud/Arnold Zweig: *Briefwechsel*. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1968, S. 133).

3) Thomas Mann: *Joseph in Ägypten*. Wien: Bermann-Fischer 1936.

4) Arnold Zweig: *Apollon bewältigt Dionysos. Zum achtzigsten Geburtstag Sigmund Freuds, 6. Mai 1936*. Das Neue Tage-Buch, H. 18, Paris 1936.

5) Goethe: *Faust I*, Vorspiel auf dem Theater.

6) Der Schlußroman wurde nicht in der geplanten Form verwirklicht, sondern erst 1950–53 in Ostberlin aufgrund ursprünglicher Vorarbeiten zur *Erziehung vor Verdun* geschrieben. Er behandelt nicht das Jahr 1918, sondern den November 1917, die Auswirkungen der Oktoberrevolution. Der Romanzyklus, der den Titel *Der große Krieg der weißen Männer* erhielt, umfaßte schließlich folgende sechs Werke:

Die Zeit ist reif. Berlin: Aufbau 1957.
Junge Frau von 1914. Berlin: Kiepenheuer 1931.
Erziehung vor Verdun. Amsterdam: Querido 1935.
Der Streit um den Sergeanten Grischa. Potsdam: Kiepenheuer 1928.
Einsetzung eines Königs. Amsterdam: Querido 1937.
Die Feuerpause. Berlin: Aufbau 1954.

Zur Entstehungsgeschichte vgl. Arnold Zweigs Nachwort in *Die Feuerpause*.

7) Thomas Mann: *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Berlin: Fischer 1918.

8) Heinrich Mann: *Die Jugend des Königs Henri Quatre*. Amsterdam: Querido 1935.

9) Vgl. Anm. 1 zu Arnold Zweigs Brief vom 28.2.1936.

10) Karl Kraus (1874–1936), Schriftsteller. Begründer und Leiter der «Fackel» (1899–1936).

11) Siegfried Jacobsohn (1881–1926), Journalist. Gründer der «Schaubühne» (1905–1919), der späteren «Weltbühne» (1919–1933). – Dyskolos bedeutet mißvergnügt, mürrisch, hypochondrisch. Menander hat eine Charakterkomödie dieses Titels geschrieben.

Stefan Zweig, 4.12.1936

1) Am 2.12.1936 wurde Thomas Mann aufgrund des «Gesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit vom 14.7.33» der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt.

2) Roger Martin du Gard: *Les Thibault. 7e partie. Eté 1914.* 3 vol. Paris: Gallimard 1936.

Robert Musil, 30.12.1936

1) Unbekannt. Es könnte sich um den wahrscheinlich von Thomas Mann verfaßten Gründungsaufruf des «Thomas Mann-Fonds» handeln, der am 11.2.1937 in der «Neuen Weltbühne» (Jg. 33, Nr. 7, S. 214f.) erschien (vgl. Hans-Albert Walter: *Deutsche Exilliteratur 1933–1950.* Bd. 2, Darmstadt: Luchterhand 1972, S. 293f.). Ziel der Stiftung war die Unterstützung vor allem junger Autoren sowohl durch Geldmittel als auch durch Empfehlungen von Manuskripten, wozu ein «kompetentes Lektorat» gegründet werden sollte. Die Erklärung in der «Neuen Weltbühne» trug 29 Unterschriften.

2) Thomas Mann kam am 14.1.1937 zu einer Lesung nach Wien. Ob er mit Musil zusammentraf, ist nicht bekannt.

Ernst Weiß, 25.1.1937

1) Am 2.12.1936.

2) Thomas Mann: *Ein Briefwechsel.* (Brief des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn vom 19.12.1936 und Thomas Manns Antwort an den Dekan vom Neujahr 1937.) Neue Zürcher Zeitung, 24.1.1937. Hier ist offensichtlich die Buchveröffentlichung gemeint: *Ein Briefwechsel.* Zürich: Oprecht 1937.

3) Uns unbekannt.

4) Thomas Mann: *Lotte in Weimar.* Stockholm: Bermann-Fischer 1939.

5) Es könnte sich um Thomas Hardys *Jude the Obscure* (1895, dt. 1901) handeln.

6) Thomas Hardy: *Der angekündigte Gast.* Übersetzt von A.W. Freund, Leipzig: Insel-Verlag 1928.

7) Vermutlich: 11 rue de Vaugirard, Hotel Malherbe, wie im Brief vom 11.4.1936.

Börries von Münchhausen, 22.4.1937

1) Thomas Manns Brief vom 1.1.1937 an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn, der auch in Tarnausgaben nach Deutschland eingeschmuggelt wurde. Das «Schmähgedicht» ist uns nicht bekannt. – Börries von Münchhausens Schreibmaschine schreibt Fraktur.

2) Uns unbekannt.

3) Münchhausen, der im Juni 1933 Senator der neuen «Deutschen Akademie der Dichtung» geworden war, zeigte seine rassistische Gesinnung 1934 in einer tragikomischen Polemik gegen Gottfried Benn, den er als «reinblütigen Juden» denunzierte (vgl. Friedrich Wilhelm Wodtke: *Gottfried Benn.* Stuttgart: Metzler 1962, S. 56f.).

Hermann Hesse, 19.5.1937

1) «Mass und Wert.» Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur. Hg. von Thomas Mann und Konrad Falke. Zürich: Verlag Oprecht, (Sept.) 1937 bis (Nov.) 1940. – Thomas Manns

Brief vom 23. 2. 1937 ist abgedruckt in: Hermann Hesse–Thomas Mann, *Briefwechsel.* Hg. von Anni Carlsson. Frankfurt: Suhrkamp/Fischer 1968, S. 72f. Hesses Antwort ist nicht auffindbar.

2) Hermann Hesse: *Neue Gedichte.* Berlin: Fischer 1937.

3) Thomas Mann entschuldigt sich wegen seines langen Säumens am 21. 5. 1937 (*Briefwechsel,* S. 74f.).

Karl Wolfskehl, 10. 7. 1937

1) Nicht auffindbar.

2) Thomas Mann war vom 10. 6. 1937 an für etwa zwei Wochen in Bad Ragaz zur Kur.

3) «Mass und Wert.»

4) Erich von Kahler, vgl. «Blätter der Thomas Mann Gesellschaft» Nr. 10, Zürich 1970.

5) Karl Wolfskehl: *An die Deutschen.* Gedicht. Zürich: Origo Verlag 1947. Vgl. «*Das Lebenslied*». *An die Deutschen,* in: Gesammelte Werke, Bd. I, hg. von Margot Ruben und Claus Viktor Bock, Hamburg: Claassen 1960, S. 216ff.

Euer Wandel war der meine.
Eins mit euch auf Hieb und Stich.
Unverbrüchlich was uns eine,
Eins das Große, eins das Kleine:
Ich war Deutsch und ich war Ich.
Deutscher Gau hat mich geboren,
Deutsches Brot speiste mich gar,
Deutschen Rheines Reben goren
Mir im Blut ein Tausendjahr.
Stürzebach und Stürme rauschten,
Um mich unsrer Wälder Grund,
Frauen schauten, Knaben lauschten
Auf mein Schreiten, meinen Mund.
Zu mir traten eure Besten,
Zu mir, den die Flamme heißt –
Ob im Osten, ob im Westen:
Wo ich bin ist Deutscher Geist.

Die 1. Fassung des Gedichts war 1934 in Rom entstanden. Der letzte Vers (bereits in einem handschriftlichen Entwurf vom 15. 9. 1935 enthalten) dürfte auf Thomas Mann übertragen worden sein: «Wo ich bin, ist deutsche Kultur», soll er nach seinem Bruder (vgl. *Ein Zeitalter wird besichtigt,* Neuer Verlag, Stockholm 1945, S. 231) gesagt haben. In Thomas Manns Werk ließ sich diese Aussage bis jetzt nicht nachweisen. – Vgl. auch S. 20.

6) Edmund Husserl: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transcendentale Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie.* Philosophia, Jg. 1, H. 1, Belgrad 1936, S. 77–176.

7) Zusammenhang unbekannt.

Ernst Weiß, 27. 7. 1937

1) Gemeint ist wohl der «Thomas-Mann-Fonds», vgl. Musils Brief vom 30. 12. 1936, Anm. 1. Über die Tätigkeit des «Thomas-Mann-Fonds» und der Prager (ab 1939 Londoner) «Thomas-Mann-Gesellschaft» ist bisher so gut wie nichts bekannt geworden.

2) Rue Baud[o]in ist offenbar eine Interimsadresse (vgl. Brief vom 11. 4. 1936, in dem Weiß noch die rue de Vaugirard am Palais du Luxembourg als Adresse angibt).

3) Der Vorort ist Auteuil, wo Mona und Fred Wollheim wohnten (vgl. Mona Wollheim: *Begegnungen mit Ernst Weiß. Paris 1936–1940.* Icking: Kreißelmeier 1970. S. 44ff.).

4) Ernst Weiß: *Der Verführer.* Roman. Zürich: Humanitas-Verlag 1938. «Thomas Mann gewidmet.»

5) Ernst Weiß: *Der arme Verschwender*. Roman. Amsterdam: Querido 1936. Eine russische Übersetzung erschien wohl erst 1963.

6) Wahrscheinlich *Bekenntnis zum Kampf für die Freiheit*. [Rede, gehalten am 21. April 1937 im Mecca-Temple, New York.] Das Wort, Jg. 2, H. 7 (Juli) 1937, S. 3–5.

Ernst Weiß, 27.11.1937

1) Ernst Weiß: «*Der Zauberberg*.» Berliner Börsen-Courier. 27.11.1924.

2) Thomas Mann: *Lotte in Weimar*. Drittes Kapitel: Lottes Gespräch mit Riemer. Mass und Wert, Jg. 1, H. 2, Zürich: Oprecht (Nov./Dez.) 1937, S. 209–272.

Max Brod, 30.11.38

1) Dr. Robert Klopstock war Arzt und Freund Franz Kafkas; vgl. Franz Kafka: *Briefe 1902–24*. Frankfurt: Fischer 1958, S. 513.

2) Größte deutsche Tageszeitung der Tschechoslowakei, demokratisch-liberal; 1876 gegründet, bis 1938 in Prag herausgegeben; Max Brod war 1925–38 Theater- und Musikkritiker am «Prager Tagblatt».

3) Max Brod: *Leoš Janáček. Leben und Werk*. Wien: Wiener philharmonischer Verlag 1925. Die tschechische Ausgabe erschien 1924.

4) Max Brod: *Die Lehre vom edlen und unedlen Unglück*. In: Mass und Wert, 2. Jg., H. 1, Zürich: Oprecht 1938.

5) Thomas Mann: *Schopenhauer*. Stockholm: Bermann-Fischer 1938.

6) Max Brod: *Rëubeni, Fürst der Juden*. Ein Renaissanceroman. München: Wolff 1925.

7) Aus Brods Autobiographie erfährt man, daß Thomas Mann sich mit Erfolg bemüht hat. An seinen Brief scheint sich Brod allerdings nicht mehr erinnert zu haben: «Als [...] ein Verbleiben in Prag Qualen und den Tod bedeutete, hat sich Thomas Mann meiner angenommen, ohne daß ich ihn darum hätte ersuchen müssen. Eine Tat von Noblesse. Durch Manns Intervention war alles so geschickt gefügt, daß eine Professorenstelle für mich an einem amerikanischen College wartete. Ich zog es vor, dem Genius meines Lebens zu folgen und nach Palästina zu gehen. Thomas Mann hatte volles Verständnis für mich, nahm es mir nicht übel, daß ich seine wohlgemeinten Bemühungen durchkreuzte.» (*Streitbares Leben*. 1884–1968. Überarbeitete und erweiterte Neuausgabe. München: Herbig 1969, S. 255.) Max Brod verließ Prag am 14.3.1939 und emigrierte nach Palästina.

Annette Kolb, 30.11.1938

1) Thomas Mann: *Rede bei Eröffnung der Thomas Mann Library an der Yale-Universität*. Mass und Wert, Jg. 2, H. 2, Zürich: Oprecht (Nov./Dez.) 1938. – Die Rede schließt mit den Worten (XI, 466f.): «‹Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.› Nun denn, das Schwere und Gute, um was es heute geht in der Welt, das ist der *Friede*. Er ist es, der heute der Menschheit ihre Aufgaben stellt, und nur in ihm sind sie zu erfüllen. Der Krieg ist zu einem schändlichen und allem Schöpferischen entgegengesetzten Müßiggang geworden, den der Künstler, nebst allem, was ihm dient und auf ihn abzielt, verabscheuen muß aus der Tiefe seines produktiven Instinkts. An das unnatürliche und selbstzerstörerische Gebaren eines Künstlers, der etwa dem Kriege zugunsten spräche, die gräßliche Verantwortung, die er auf sich nähme, mag ich nicht denken. Er wahrlich überschritte seine Grenzen. Aber einzustehen mit seiner Person, derselben Person, die es ernst nahm mit der Kunst, für die menschlich ebenso heilige Sache des Friedens, das scheint mir des Künstlers Recht und des Menschen Pflicht.»

2) Prof. Alfred Pringsheim (1850–1941) und Frau emigrierten anfangs November 1939 in die Schweiz.

3) Arthur Neville Chamberlain (1869–1940) war 1937 britischer Premierminister und gleichzeitig Leiter der Außenpolitik. Verhandelte 1938 in Berchtesgaden und Godesberg mit Hitler. Unterzeichnete das Münchner Abkommen. Im Mai 1940 gestürzt.

4) Hermann Reiff (1856–1938), Seidenindustrieller, und seine zweite Frau, Lilly Reiff-Sertorius (1866–1958), waren in Zürich berühmt für ihre Gastfreundschaft. Im *Doktor Faustus* wiederholt genannt.

5) Thomas Manns Adresse in Princeton.

6) Eduard Korrodi berichtet am 14.11.1938 in der NZZ über den vom Lyceum-Club Zürich im Auditorium IV der ETH veranstalteten Leseabend: «Sie blätterte in ihren Salzburger Erinnerungen; sie streute Anmut und Wehmut aus über vorläufig Unwiederbringliches. Sie sang eine Nänie auf Wien, die so hold gefühlt war, daß sie einem naheging. Geist schwebte über dieser Kulturtrauer. Und als man ganz in dem Gefühle selig war, denn auch in diesem Traurigsein liegt Schönes, hielt die Schalmei inne.» – Vizepräsidentin des Lyceum-Clubs scheint damals Marie Locher-Lavater gewesen zu sein. Annette Kolb las aus *Festspieltage in Salzburg und Abschied von Österreich* (Amsterdam: Allert de Lange 1938).

7) Vgl. Thomas Manns *Briefwechsel mit seinem Verleger Gottfried Bermann Fischer*, a.a.O. S. 161–184. Musil war im September 1938 über Italien in die Schweiz eingereist und lebte zunächst in Zürich in der Pension «Fortuna», in der auch Monika Mann damals wohnte.

8) Ferdinand Lion (1883–1965): Redaktor von «Mass und Wert». Zusammenhang unbekannt. Musil hatte im Januar/Februar-Heft 1938 von «Mass und Wert» einen Beitrag veröffentlicht, eine weitere Mitarbeit scheint vor allem an seinen Honorarforderungen gescheitert zu sein (vgl. Karl Corino: *Robert Musil – Thomas Mann. Ein Dialog.* Pfullingen: Neske 1971, S. 43–46).

9) Joseph Breitbach (geb. 1903): Schriftsteller. In «Mass und Wert» (Jg. 1, H. 1, 1937) erschien der Vorabdruck des Kapitels «Die Rückkehr» aus seinem Roman *Clemens* (1937); das Manuskript und zwei Kopien des Werkes wurden nach der Einnahme von Paris durch die Gestapo beschlagnahmt.

10) Aline Mayrisch de Saint-Hubert, Witwe des luxemburgischen Stahlmagnaten Emile Mayrisch. Sie unterstützte u.a. Annette Kolb und war bereit, auch Musil zu unterstützen, falls er nach Luxemburg einwandere. Bis 1938 zahlte sie auch Zuschüsse zu «Mass und Wert».

11) Golo Mann war Redaktor des letzten Jahrgangs von «Mass und Wert». Über seinen Kontakt zu ihm berichtet Musil in einem Brief-Konzept (Karl Corino, a.a.O., S. 43–46).

Annette Kolb, 20.1.1939

1) Thomas Mann: *Dieser Friede.* Stockholm: Bermann-Fischer 1938 (Auslieferung: Mitte Dezember 1938); Vorabdruck: *Zu diesem Frieden.* Die Zukunft, hg. von W. Münzenberg, Jg. 1, Paris, 25.11.1938.

2) Thomas Mann: *Schopenhauer.* Stockholm: Bermann-Fischer 1938 (Schriftenreihe «Ausblicke»).

3) Thomas Mann: *René Schickele. Ecrivain Français de la Langue Allemande.* Transl.: Maxime Alexandre. Nouvelles Littéraires, Paris, 14.1.1939. (Als Vorwort abgedruckt in René Schickele: *La Veuve Bosca*, Paris 1939.)

4) Richard Moering (Schriftstellername: Peter Gan) und René Janin.

5) Berta Szeps-Zuckerkandl: *Ich erlebte fünfzig Jahre Weltgeschichte.* Stockholm: Bermann-Fischer 1939. – Sie war Gattin von Viktor Zuckerkandl (1896–1965), Kapellmeister, Musikkritiker der «Vossischen Zeitung» und Philosoph. Lektor des Bermann-Fischer Verlags in Wien und Stockholm. Später in den USA.

6) Ostertag: Berliner Buchhändler, nach Paris emigriert.

7) *Pages immortelles de Schopenhauer.* Choisies et expliquées par Thomas Mann. Introd. transl.: Jean Angelloz; Schopenhauer transl.: J.A. Cantacuzène. Paris: Editions Corrêa 1939.

Ernst Weiß, 4.3.1939

1) Die «American Guild for German Cultural Freedom» wurde im April 1935 auf Initiative von Hubertus Prinz zu Löwenstein gegründet. Die Guild gewann eine Anzahl von promi-

nenten Mitgliedern, und ein Board of Sponsors konstituierte sich, das die finanzielle Basis für die 1936 gegründete Deutsche Akademie in New York bildete. Als Präsidenten der Abteilungen Literatur und Wissenschaft waren Thomas Mann und Sigmund Freud berufen worden. Die Akademie besaß einen Senat, der 1937 einundzwanzig bekannte deutsche Exilschriftsteller umfaßte. Ihre wichtigste Aufgabe war die Vergebung von Arbeitsstipendien (in der Regel 30 Dollar pro Monat) zur Fertigstellung begonnener oder geplanter Werke. Die Guild und die Akademie stellten ihre Tätigkeit am 31.12.40 ein. Vgl. Thomas Manns Rede zur Gründung der «American Guild for German Cultural Freedom» und der «Deutschen Akademie» (XI, 941) und Hans-Albert Walter: *Deutsche Exilliteratur 1933–1950*. Bd. 2, Darmstadt: Luchterhand 1972, S. 289–293.
Ernst Weiß erhielt eine erste Zahlung in der Höhe von 30 Dollar offenbar im Juni 1939 (vgl. Brief an John F. [Hans] Oppenheimer vom 31.5.1939 in: Weiß-Blätter Nr. 3, Hamburg, Juni 1974, S. 11).

2) Thomas Mann war im Juni 1939 in Paris.

3) Ernst Weiß: *Kassandra*. In: Das Neue Tage-Buch, Jg. 7, H. 9, Paris/Amsterdam, 25.2.39.

Karl Wolfskehl, 6.3.1939

1) Es handelt sich vermutlich um eine Empfehlung an die neuseeländischen Behörden, Wolfskehl die Aufenthaltsgenehmigung zu erteilen. Am 27.3.1939 bedankte sich Wolkskehl bei A.S. Yahuda für dessen Bemühungen in dieser Angelegenheit und teilte ihm mit: «Die Aufenthaltserlaubnis habe ich jetzt.» (Karl Wolfskehl: *Zehn Jahre Exil. Briefe aus Neuseeland 1938–1948*. Hg. v. Margot Ruben. Heidelberg/Darmstadt: Lambert Schneider 1959, S. 45.)

2) Karl Wolfskehl emigrierte am 28.2.1933, am Tage nach dem Reichstagsbrand, zunächst in die Schweiz (Orselina). Festgehalten durch die Folgen eines Unfalls, blieb er dort länger als geplant (März/Juni 1933); anschließend war er in Zürich, dann in Florenz. 1935 bis Frühjahr 1938 lebte er in Camogli und in Recco an der italienischen Riviera, dann emigrierte er nach Neuseeland. Vgl. Karl Wolfskehl, *Gesammelte Werke*, 2 Bde. Hg. von Margot Ruben und Claus Viktor Bock. Hamburg: Claassen 1960. Nachwort von Claus Viktor Bock, Bd. II, S. 609.

3) Erika Mann: *School for Barbarians*. New York 1938. Deutsche Ausgabe: *Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich*. Geleitwort von Thomas Mann. Amsterdam: Querido 1938.

4) Q. Aurelius Symmachus (* etwa 340), der gefeiertste Redner seiner Zeit. Blieb dem Christentum fremd, hielt am alten nationalen Glauben fest. Verteidigte Heidentum gegen Christentum. Die heidnischen Kulte wurden 382 von Gratian verboten. 384 verwendete sich Symmachus vor Valentin II. für die Aufhebung des gegen den alten Glauben gerichteten Dekrets. Vgl. Martin Schanz: *Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian*. 4. Teil, Bd. 1: Die Literatur des 4. Jahrhunderts, 2. Aufl., München 1959 S. 120 (= Handbuch der Altertumswissenschaft, hg. von W. Otto).

Else Lasker-Schüler, 29.5.1939

1) Katja Mann.

2) *Arthur Aronymus und seine Väter* (zweite Fassung) wurde im Dezember 1936 am Schauspielhaus Zürich uraufgeführt. Aus politischen Gründen mußte das Stück nach kurzer Zeit vom Spielplan abgesetzt werden.

3) Else Lasker-Schüler: *Das Hebräerland*. Zürich: Oprecht 1937. (Die Vorzugsausgabe hatte eine Auflage von 80 Exemplaren.)

4) Elisabeth Mann, Medi genannt.

5) Erhalten ist nur die oben abgedruckte Abschrift des Briefes von Karl Schwarz vom 9.5.1938.

Stefan Zweig, 8.12.1939

1) Thomas Mann: *Lotte in Weimar*. Stockholm: Bermann-Fischer 1939.